Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 27. Januar. **Nr. 4**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Von R. Emde. — Aus der katholischen und antikatholischen Literatur Deutschlands. I. Von G. Fittbogen. — Ein moderner Asket. Von Ths. Achelis. — Versündigung am Heiligen. Von Baars. — Glaube. Von Lillie. — Vom Büchertisch.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Kaisers Geburtstag! Da wird viel gesungen, geredet, getrunken in Deutschland. Ist dieses festliche Gewand des Tages nicht auf Kosten eines gesunden Inhalts zu sehr herausstaffiert worden? Wir wollen's nicht als Hurrapatriotismus kurzweg verdammen. Wir begreifen's wohl, daß der Einigungsjubel der siebenziger Jahre in der Empfindung vieler auch heute noch hohe Wogen schlägt, und daß die unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. noch gesteigerte machtvolle Stellung Deutschlands nach Außen vielen andern alles in rosenrotem Lichte erscheinen läßt. Aber die Zeit ist zu schwer, um in patriotischer Romantik zu schwelgen. Wir weisen sie und besonders ihren häßlichsten Auswuchs, den Byzantinismus, zurück kraft unseres Deutschtums und kraft unseres protestantischen Gewissens. Sie gibt dem Kaiser nicht, was des Kaisers ist; sie gibt ihm zu viel und zu wenig.

Meint ihr, daß es für den Kaiser etwas Großes sei, über Sklavenseelen zu herrschen? Auf gekrümmte Rücken zu sehen, statt in blitzende Augen? Das ist zu wenig. Er hat auf viel mehr Anspruch. Er hat auf die Treue des freien und starken Mannes Anspruch. Den Kaiser vergöttern heißt den Kaiser beleidigen. Heißt, ihm weniger deutschen Sinn zutrauen, als der alte Attinghausen hatte:

„Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
„Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht, —
„Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich."

Wenn aber der Deutsche nichts mehr taugt an freiem Sinn und frischer Kraft, dann ist es keine sonderliche Ehre mehr, der Deutschen Kaiser zu sein. Wenn man's recht bedenkt: Der Fürsten Würde ist in unserer Hand gegeben. „Sie sinkt mit uns, mit uns wird sie sich heben."

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Dem deutschen Kaiser sind wir deutsche Männer und deutsche Frauen schuldig. Geben wir damit nicht zugleich Gott, was Gottes ist! Der Internationalismus ist ein großer Irrtum. Den Völkerwald hat Gott gepflanzt und er pflanzte darin einen jeden Stamm „nach seiner Art". So wachse denn auch jeder „nach seiner Art" und grabe seine Wurzeln tief und bringe seine Frucht zur Kultur- und Lebensernte der Erde. Deutsche Art und deutsches Wesen, das ist die göttliche Mitgift unseres Volkes, unser deutsches Selbst, der Wille Gottes an uns. Dieses deutsche Selbst zu entfalten und zu schöner Blüte zu bringen, heißt deutsch sein im Geist und in der Wahrheit. Wenn ihr's verleugnet, was seid ihr? Entwurzelte Bäume, losgelöst vom Grunde, darin die starken Wurzeln eurer Kraft liegen; — preisgegeben der Verwirrung und dem Tode.

Luther war der deutscheste Mann, der erstgeborene Sohn des Genius unseres Volkes. Siehe, echt deutsche Art und deutsches Wesen. Der ganze Mann auf sich selbst gestellt, auf das eigene Gewissen. Und doch nicht auf sich selbst beschränkt. Diese einzige Kraft des seines Gottes und seiner selbst sicheren Gewissens hineingeworfen in das Leben um ihn, in den Dienst seiner Mitmenschen, seines Volkes. So war Luther, so ist der Deutsche, wenn er deutsch ist. Wie kann man deutsch sein und ein Gesinnungssklave? Wie kann man deutsch sein und nicht von ganzer Seele sein Volk lieben, in dem das Deutschtum sich zum vollen Leben empor ringen will? Auf uns selbst gestellt und mit unserem ganzen Selbst unserem Volke heilig verpflichtet, — das sind wir Gott schuldig, der uns ins deutsche Wesen gepflanzt hat, das sind wir dem Kaiser schuldig, der unser Volk vertritt, das sind wir uns schuldig. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.

Ob Kaiser Wilhelm II. das von uns in erster Linie erwartet, weiß ich nicht. Aber daß er's erwarten darf als der, der in seinem Beruf, wie wir in dem unsern, „von Gottes Gnaden" steht, das weiß ich. Wir freien Protestanten, die wir die Fahne der Gewissensrechte entfaltet haben, haben uns seiner sonderlichen Gunst bisher nicht zu erfreuen gehabt. Und für die Zukunft? Es wird gut sein, uns darauf einzurichten, daß wir von unserem Kaiser nichts zu hoffen und nichts zu fürchten haben. Die „Fälle" mehren sich freilich bedenklich, und die Herren der Kirche werfen sich wieder öfter als früher zu Herren der Gewissen auf. Aber die Macht der Tradition ist groß in Fürstenhäusern und manches mag in ihnen mehr ein Duldenmüssen als ein Wollen sein. Trotzdem, wir werden von unserem Kaiser keine Ermunterung der Ketzerrichter zu befürchten haben. Dazu ist er zu deutsch, und fühlt das echt deutsche heraus aus unserer protestantischen Art. Jedenfalls, Gott hat's uns leicht gemacht, deutsch zu sein, indem er uns auf uns selbst stellte, auf uns allein und auf die Macht der Wahrheit, die der Fürstengunst entraten kann und sich auf sie nicht stützen soll. Darum doppelt schlimm für uns, wenn wir müde würden, also deutsch zu sein. Wir wollen's sein. Wir geloben's uns heute ehrlich wieder: Treu der deutschen Art! und treu dem deutschen Kaiser!

R. Emde.

Aus der katholischen und antikatholischen Literatur Deutschlands.

Gesichtspunkte zur unbefangenen Würdigung.

I.

Eine Reihe verschiedenartiger Schriften und Schriftchen hat sich im letzten Halbjahr bei mir angesammelt. Nur wenige hätte ich dem Leser auf den Weihnachtstisch gewünscht; sie alle zu lesen fordert ein gut Teil Entsagung. Es sind meist Erzeugnisse des Tages, die heut auftauchen und morgen verschwinden, bei denen man zum Teil sogar fragen kann: lohnen sie überhaupt die Mühe des Lesens? Aber wem es darum zu tun ist, einen Einblick in die Kräfte zu gewinnen, die sich in Deutschland feindlich und freundlich mit dem Katholizismus beschäftigen, der muß gelegentlich auch solchen Eintagsfliegen seine Aufmerksamkeit schenken. Nichts ist so gering, daß es nicht doch etwas zu lernen gäbe — wenn auch unfreiwillig.

Die Schriften ordnen sich von selbst nach Zeitaltern. Die erste Gruppe behandelt Luther und die Reformationszeit, die zweite das 18. Jahrhundert, die dritte Gruppe ist mit Fragen der Gegenwart beschäftigt.

1. Luther und die Reformationszeit.

Billig lassen wir den beiden Katholiken den Vortritt, der ihnen als Gästen in unserer Mitte gebührt, dem Jesuiten Grisar und dem Münchener Kuraten Dr. Paulus.*)

Beide beschäftigen sich mit Luther. Beide arbeiten nach demselben Prinzip: ohne Polemik in Worten. Sie meinen offenbar, viel wirksamer ist ein Verfahren, das einfach Tatsachen feststellt, die wider den Gegner zeugen. Die Polemik der Worte ist abgelöst durch eine Polemik der Tatsachen. Doch sie wollen beide rein als Historiker gewertet sein. Ihr Wille geschehe!

Grisar nennt seinen Aufsatz eine Revision. Zum Teil ist er es auch. Denn Grisar schaltet eine Reihe von Belegstellen — ein ganzes Dutzend —, die frühere katholische Polemiker gern verwertet haben, mit Recht aus der Debatte aus und er mäßigt auch das Endurteil. Es lautet nicht mehr, daß Luther ein Trunkenbold gewesen sei; es lautet aber auch nicht freisprechend. In Erwägung von Luthers Theorie und Praxis kommt er zu einem vermittelnden Urteil, das aber für Luther immer noch ungünstig genug ausfällt (auf Seite 22—23): „Die Theorie (die ich hier beiseite lasse) zunächst ist sicher von sehr gefährlicher Indulgenz nicht freizusprechen . . . Die Praxis liegt natürlich nicht so klar zutage wie die Theorie . . . Luthers scharfes Auftreten wider gewohnheitsmäßige Trunkenheit einerseits und seine außerordentlichen Arbeitsleistungen andererseits, dann auch das Fehlen von stark gravierenden und bestimmten Aussagen seitens derer, die ihn in der Nähe zu Wittenberg beobachteten, wie namentlich seitens der ihm feindlich gesinnten Wiedertäufer und der anderen ungläubigen ‚Sektierer‘, all das legt in der Verbindung mit anderen Umständen die Annahme nahe, daß er in seinem gewöhnlichen Verhalten sich doch bloß bis zu einer gewissen Grenze die Lizenzen seiner theoretischen Grundsätze zu nutzen gemacht hat.“ Und nun kommt das dicke Ende nach: „Jedoch seine eigenen Ausdrücke wie die seiner Freunde und Gegner lassen erkennen, daß seine sehr fatale Ansicht: ebrietas est ferenda nicht ohne sehr fatale Einwirkung auf seine Lebensgewohnheiten geblieben ist.“

Was hat es mit diesen Ausdrücken Luthers, seiner Freunde und Gegner auf sich? Werfen wir also einen Blick auf diese Zeugnisse, zuerst auf die katholischen! Es sind vier. Ich führe sie nicht im Wortlaut an, ich unterwerfe nur die Wertung, die Grisar ihnen zu teil werden läßt, einer kritischen Betrachtung. Dabei unterstreiche ich die Worte, die mir wichtig scheinen.

Über das erste Zeugnis urteilt Grisar: „Beseitigen läßt sich im Hinblick auf das unten Folgende ein Kern der Anklage doch wohl nicht“ (13). Also dreifach eingeschränkt! Und nur im Hinblick aufs Folgende schenkt Grisar den Worten wenigstens teilweisen Glauben. Das nächste Zeugnis, erwarten wir, muß also entscheidende Kraft haben. Es stammt vom katholischen Grafen Hoyer von Mansfeld. Während das, was sonst von Luthers angeblich „leichtfertigem Leben“ bekannt ist, „freilich noch kein großes Verbrechen“ ist, macht Hoyer viel belastendere Aussagen. Also, schließt Grisar, hat er „offenbar noch anderes gegen ihn (Luther) Zeugendes in Erfahrung gebracht“ (14). Eine offenbare Vermutung Grisars. — Vom dritten Zeugen, dem päpstlichen Legaten Aleander, werden wir doch endlich eine feste Aussage hören, an der sich nicht rütteln läßt? Aber wiederum wird unsere Erwartung zu nichte. Denn Grisar selbst weist zunächst darauf hin, daß Aleander als Ausländer und entschiedener Gegner Luthers nicht unbedingten Glauben verdient. Dann fährt er fort: „Aber andererseits erhalten seine Worte in Verbindung mit denjenigen Hoyers ein bemerkenswertes Gewicht“ (15). Das Zeugnis Hoyers aber, haben wir gesehen, ist eine Stütze, die selbst der Stütze bedarf! Das letzte Zeugnis endlich verweist Grisar selbst in das Gebiet des „man erzählt“ (15). Da ist also kein einziges dieser Zeugnisse, das in sich selbst Bestand hätte — lauter Krüppel, die durch ihre Zahl an ihrer Krüppelhaftigkeit nichts verlieren. Der Historiker Grisar hat unzuverlässigen Zeugen zu viel Glauben geschenkt.

Die übrigen Zeugen will ich nicht alle aufmarschieren lassen. So viel ist schon jetzt klar geworden: Grisar wird noch weiter revidieren müssen.

Im ganzen macht mir Grisars Untersuchung den Eindruck: wenn sich mit aller erdenklichen Mühe nicht mehr gegen Luther vorbringen läßt, dann ist sein Charakter intakt. Aber woher dann die Vorwürfe gegen Luther auf diesem Gebiet, die doch nicht erst von gestern datieren? Es ging ihm wie Jesus. Während der strenge Asket Johannes vom Volk zwar nicht geliebt, aber mit ehrfurchtvoller Scheu angestaunt wurde, konnte Jesu schlicht menschliches Auftreten ihnen gar nicht imponieren: „Es kam der Sohn des Menschen, aß und trank, da sagten sie. siehe, der Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Freund“.

Und das führt uns auf den Punkt, der immer streitig bleiben wird: selbst wenn alles einschlägige Material von Katholiken und Protestanten gleich gedeutet würde, müßte doch das Urteil verschieden ausfallen. Denn wir urteilen nach verschiedenem Maßstabe, nach einem verschiedenen Lebensideal. Der Katholik hat eine doppelte Sittlichkeit, eine für gewöhnliche Christen, und eine für angehende Heilige; wir haben nur eine, die für alle gleich ist. Der Katholik wird immer verlangen, daß Luther, wenn er ihn anerkennen solle, ein „Heiliger“ sei. Denn das ist's doch schließlich, was sie an ihm vermissen: er entspricht nicht ihrem Ideal eines „Heiligen“. — Gott sei Dank! müssen wir sagen; er war ein derber Sohn dieser Erde. Und darum ficht es uns gar nicht an, wenn wir an diesem Gewaltigen einige Unvollkommenheiten entdecken. Da wir wissen, daß kein wirklicher Mensch ohne Fehl durchs Leben schreitet, so dürfen wir gegebenen Falls diese Erkentnis auch auf Luther anwenden, und dürfen uns von der katholischen Polemik nicht unwillkürlich verführen lassen, ihn zum Heiligen idealisieren zu wollen. Ja, auch auf die Gefahr des Mißverständnisses und Mißbrauchs hin sei's gesagt: er bleibt für uns derselbe, auch wenn er (was ich nicht für erwiesen halte) ein oder das andere Mal mehr Alkohol zu sich genommen haben sollte, als ihm gut war. Erst auf diesem

---

*) Der „gute Trunk“ in den Lutheranklagen. Eine Revision. Von G. Grisar S. J. Separatabdruck aus dem Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft XXVI. (1905) Seite 479—507. München 1906. 29 Seiten.

Luther und die Gewissensfreiheit. Von Dr. Nikolaus Paulus. München. Münchener Volksschriftenverlag 1905. Preis 30 Pfg. = 36 Heller = 40 Rappen. 111 Seiten. („Glaube und Wissen“ Heft 4.)

Standpunkt gewinnen wir die Unbefangenheit, die zu historischer Untersuchung nötig ist. —

Daß menschliche Schwächen Luthers nichts gegen die Reformation, nichts gegen den Protestantismus beweisen, — diesen Satz müssen wir auch dem zweiten Katholiken, Dr. Paulus, gegenüber beherzigen. Seine Schrift ist ein Glied der Broschürensammlung „Glaube und Wissen", die die „wichtigsten Lehren der Kirche und jene Tatsachen, gegen welche die Hauptangriffe der Gegner gerichtet sind", in „wissenschaftlicher Weise, aber in leicht verständlicher Sprache" klarstellen und verteidigen will. Paulus also verteidigt die katholische Kirche, indem er das Thema „Luther und die Gewissensfreiheit" behandelt.

Er zeigt, daß Luther keine wirkliche Gewissensfreiheit gekannt hat und daß seine Unduldsamkeit auch bei seinen Lebzeiten „zum Gemeingut der lutherischen Kirche" geworden ist, — eine Tatsache, die von unbefangenen Protestanten mehrfach anerkannt ist, die zu leugnen nichtorthodoxe Protestanten am wenigsten Grund haben, ja die sich in ihren Nachwirkungen bis auf den heutigen Tag bemerklich macht.

Aber was ist damit für den Katholizismus gewonnen? Der oberflächliche Leser begnügt sich vielleicht mit dem summarischen Eindruck: Da sieht man's ja wieder, daß es mit dem Luther nichts ist. Aber der nachdenkliche wird weiter fragen: was ist es denn mit der Gewissensfreiheit? Und das läßt sich aus der Schrift nicht so klar entnehmen. Die natürliche Schlußfolgerung wäre: „Luther kennt die Gewissensfreiheit nicht, also darf der Protestantismus den Ruhm, Urheber der Gewissensfreiheit zu sein, nicht für sich in Anspruch nehmen". Aber Paulus bringt es nicht zu einem freudigen Bekenntnis zur Gewissensfreiheit, sondern nur zu dem lahmen Satz: Nicht durch die Reformation, sondern durch die Macht der Umstände und die Philosophie „entwickelte sich in weiteren Kreisen, in katholischen wie in protestantischen, eine Gesinnung, die der Anwendung von Zwangsmitteln auf religiösem Gebiete abgeneigt war" (Seite 111). Nicht einmal das erfahren wir, ob Paulus diesen Verzicht auf Zwangsmittel, der doch noch lange keine Anerkennung der Gewissensfreiheit bedeutet, billigt. Ich fürchte, den Grund für diese merkwürdige Zurückhaltung werden wir darin zu suchen haben, daß die katholische Kirche auch heute noch, fast vierhundert Jahre nach der Reformation, die Gewissensfreiheit verwirft, ja daß der Syllabus von 1864 noch ausdrücklich lehrt: „Die Kirche hat die Macht, äußeren Zwang anzuwenden" (Syllabus, § 24). Da ist's allerdings für den Katholiken mißlich, sich für Gewissensfreiheit zu begeistern.

Ist aber die Gewissensfreiheit etwas Verderbliches, so hätte — vom katholischen Standpunkte aus — der Verfasser den Reformator von einem Vorwurf befreit! Oder will Paulus zu bedenken geben, daß es mit der Gewissensfreiheit überhaupt nichts sei, da selbst der, welcher sich unter Berufung auf diese Freiheit des Gewissens von der katholischen Kirche loslöste, sie später nur sich, nicht auch anderen zuerkannte? Daß er sich also selbst widersprach? Daß die ganze reformatorische Bewegung insofern an einem inneren Widerspruch leidet? — Wenn diese Frage nach dem Recht der Gewissensfreiheit in manchen katholischen Lesern erwacht, so wird die Schrift mehr und anderen Nutzen stiften, als ihr Verfasser gewollt hat.

Übrigens läßt die Schrift auch rein als historische Arbeit betrachtet viel zu wünschen übrig. Sie verwertet fast nur den Luther nach dem kritischen Jahre 1525; sie ist also einseitig, und was schlimmer ist, Paulus isoliert Luther völlig. Erstens: er leugnet den positiven Zusammenhang von Luthers Unduldsamkeit mit der mittelalterlich katholischen. Dieser Zusammenhang aber muß sich wohl so ungesucht aufdrängen, daß Paulus mehrmals der fatale Lapsus begegnet ist, protestantische Historiker zustimmend zu zitieren, die nicht bloß die lutherische Unduldsamkeit, sondern ihre Abstammung von der katholischen aussprechen. So z. B. führt er Maurenbrechers Zeugnis an: „Auch Luthers Toleranz läuft in der Theorie wie in der Praxis darauf hinaus, daß die Kirche und ihre Diener die Irrlehren als solche offenbar machen und daß es dann Sache der weltlichen Obrigkeit sei, die offenbaren Ketzer zu züchtigen. Nicht eben sehr groß ist der Abstand dieser Lehre von dem Prozeßverfahren der spanischen Inquisition: beide beruhen im Grunde auf demselben Axiome von der Notwendigkeit kirchlicher Einheit eines Volkes, dem das Mittelalter und die Reformationszeit unbedingt gehuldigt haben" (Seite 40). Hier also hat Paulus aus Versehen das Richtige.

Und zweitens: Paulus leugnet den positiven Zusammenhang von Luthers Befreiungstat mit der modernen Gewissensfreiheit. Nun, wer hier keinen positiven Zusammenhang sieht, mit dem ist nicht zu streiten. Wer hat denn die „Macht der Tatsachen", denen Paulus mit verschleiertem Ausdruck einen großen Anteil an der Entwicklung der Gewissensfreiheit zuschreibt, anders ins Leben gerufen als Luther: nämlich das Nebeneinander mehrerer religiöser Parteien? Paulus fehlt offenbar das Verständnis dafür, daß ein Mann ein neues Prinzip in die Geschichte einführt und doch nicht selbst voll verwirklicht. Die Gewissensfreiheit war damals etwas so Großes und so Neues, daß selbst ein Mann wie Luther vor ihren Konsequenzen zurückschreckte. Es wäre zu wünschen, daß bald einmal eine Geschichte der Gewissensfreiheit geschrieben wird. Ich denke, es würde sich zeigen, daß die Freiheit des Gewissens, die Luther für sich so kühn durchsetzte, zum erstenmal im 18. Jahrhundert als wünschenswertes Gemeingut aller erfaßt wurde. Dürfen wir es Luther als Schuld anrechnen, daß unter den Menschenkindern alles Gute und Neue Jahrhunderte braucht, bis es in voller Reinheit auch nur erkannt, geschweige denn verwirklicht wird?

Über die Schriften der Konfessionsgenossen kann ich kürzer berichten. Ihre Ziele und Tendenzen liegen uns näher; daher bedarf es nur weniger Worte zur Verständigung.

Die beiden Protestanten Köhler und Hegemann*) liefern keine eigene Untersuchung über die Geschichte der Reformationszeit, aber sie geben einen Überblick über große Gruppen von Katholiken, die sich wissenschaftlich mit Luther und der Reformationszeit beschäftigt haben. Beide Schriften, so verschieden sie sind, hinterlassen denselben Eindruck: Luther ist der Mann, an dem die Geister sich scheiden.

Köhler urteilt so unbefangen wie kaum ein zweiter protestantischer Theologe über katholische Dinge, mit wahrem Eifer ist er bemüht, am Gegner nicht bloß möglichst viel Gutes anzuerkennen, sondern sich auch von ihm belehren zu lassen. Und er ist auch in der Lage, bei seiner sachkundigen Heerschau den katholischen Forschern der Gegenwart, die auf reformationsgeschichtlichem Gebiet arbeiten, viele positive Verdienste nachzurühmen. Es kann uns Protestanten nur gut sein, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß auf katholischer Seite nicht nur Minderwertiges geleistet wird. Sehen wir uns ihre Leistungen genauer an, so finden wir, daß sie fast ganz auf innerkatholischem Gebiet liegen, daß in Quellen- und Sammelwerken wie in Detailforschungen Bedeutendes geleistet wird, — in dieser Beziehung kann jeder viel aus Köhlers Vortrag lernen. Sobald die katholischen Forscher aber sich Luther selbst nähern, sind sie mit Blindheit geschlagen. Auch so noch können sie der Forschung Probleme und Aufgaben stellen — ein Verdienst, das nicht unterschätzt werden darf —, aber die Lösung müssen sie den Nichtkatholiken überlassen. Nur zwei Katholiken, Ehrhard und Spahn, haben in letzter Zeit den schüchternen Versuch gemacht, den

*) Katholizismus und Reformation. Kritisches Referat über die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte von Lic. Dr. Walther Köhler, Professor der Theologie in Gießen. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), Gießen 1905. — 88 Seiten. Preis 1,80 Mk. — Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen. 23. Folge. Luther im katholischen Urteil. Eine Wanderung durch vier Jahrhunderte von Dr. Ottomar Hegemann. München 1905. J. F. Lehmanns Verlag. — 260 Seiten. Preis geheftet 5 Mk.

Reformator zu verstehen. Ob diese Anfänge eine weitere Fortsetzung finden werden, bleibt zunächst noch abzuwarten.

Ganz anders geartet ist Hegemanns Buch. Es bietet eine Sammlung von katholischen Urteilen über Luther aus vier Jahrhunderten. — Leider standen dem Verfasser, wie er selbst berichtet, nicht völlig ausreichende Hülfsmittel zu Gebote. So sind denn seine Zitate oft aus zweiter Quelle zusammengerafft und man erkennt nicht, nach welchen Prinzipien er bei seiner Sammlung zu Werke gegangen ist. Doch auch so ist sein Buch reichhaltig genug —, nur die Urteile der Päpste und der Hierarchie, denen merkwürdigerweise das Diktum des Jesuitenordens vom „Schwein Epikurs" zugerechnet wird, sind auffallend dürftig vertreten.

Natürlich sind die katholischen Urteile auf einen Grundton gestimmt, und von der päpstlichen Bannbulle gegen Luther im Jahre 1520 bis auf Denifles jüngstes Schmähwerk schallt es uns daraus entgegen: Luther der große, verdammungswürdige Ketzer! Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein wird nur dieser eine Ton gehört, z. T. in unglaublich rohen Worten. Und im 19. Jahrhundert erwacht die Polemik zu neuer Heftigkeit, ja sie greift sogar auf die alten Schmähschriften aus der Zeit des „Grobianismus" zurück.

Dazwischen aber liegt die fast vergessene Zeit der katholischen Aufklärung. Auf sie und ihre eigenartige Bedeutung aufmerksam zu machen, ist ein besonderer Wunsch des Verfassers. In der Tat gewährt es ein seltenes Vergnügen, die Urteile dieser alten ehrlichen Aufklärer zu lesen. Sie alle sind in ihrer religiösen Position weit über Luther hinausgegangen. Doch scheidet sich ihr Urteil in einem Punkte. Die fröhlichen Optimisten der josephinischen Aufklärung meinten: nur ein paar vernünftige Männer (wie Kaiser Joseph II.) müßten die Leitung der Weltgeschichte in die Hand nehmen, dann ließe sie sich glatt und ohne Konflikte abwickeln. Daher tadeln sie an Luther seine Heftigkeit und daß er kein „Aufklärer" war. Die andere Gruppe, die ihren geistigen Mittelpunkt in dem Königsberg Kants hat (was Hegemann nicht genug hervorhebt), hat einen schärferen Blick für die Realitäten der Geschichte; sie billigen Luthers Verhalten als zeitgeschichtlich bedingt. Ihr bekanntester Wortführer, der Philosoph K. L. Reinhold, hat dem Tadel der ersten Gruppe gegenüber nachgewiesen, daß Luther nicht den zweiten Schritt vor dem ersten hätte tun können.

Wen reizte es nicht, den Boden kennen zu lernen, auf dem solche katholischen Produkte, die allerdings von ihrer Kirche kaum noch als katholisch anerkannt werden, gedeihen konnten? So ist auch das Buch Hegemanns ein Anzeichen, daß sich von allen Seiten die Notwendigkeit aufdrängt, dem 18. Jahrhundert endlich einmal gründliche Aufmerksamkeit zu schenken, — der Zeit, wo die Vernunft so viel galt.

G. Fittbogen.

Ein moderner Asket.

„Aufrichtigkeit ist ein Luxus, der wie Diademe und Autorität nur dem höchsten Rang zugestanden wird: Dieser darf die Wahrheit sprechen, weil nichts über ihm steht, dem er zu schmeicheln oder sich anzuschmiegen hätte. Jeder Mensch ist aufrichtig, wenn er mit sich selber allein ist; sobald aber eine zweite Person auftritt, beginnt die Heuchelei. Die Annäherung eines Nebenmenschen wehren wir ab durch Komplimente, durch leere Redensarten, durch Lustbarkeiten durch Geschäfte. Mit einem hundertfaltigen Gewande verbergen wir vor ihm unsere Gedanken. Ich kannte einst einen Mann, der von einer Art religiöser Schwärmerei ergriffen, diese Drapierung abwarf und ohne Komplimente oder Gemeinplätze sich an das Gewissen eines jeden wandte, dem er begegnete, und zwar mit großer Tiefe und Schönheit der Gedanken. Anfangs fand er Widerstand, und alle Menschen waren einig in ihrem Urteil, er sei verrückt. Da er aber — übrigens nur seinem unwiderstehlichen Drange folgend — ein Zeitlang bei diesem Verfahren beharrte, so hatte er den Erfolg, zu jedem Bekannten in ein Verhältnis zu treten, das auf Wahrhaftigkeit beruhte. Niemandem fiel es ein, ihm eine Unwahrheit zu sagen oder ihn mit einem Gassengeschwätz oder mit Kaffeehausredensarten abzuspeisen, sondern durch eine so große Aufrichtigkeit sah ein jeder sich zu einer gleichen Aufrichtigkeit gezwungen, und so ließ er ihn wirklich sehen, was an Liebe zur Natur, an Poesie in ihm war und wie die Wahrheit sich ihm darstellte." Diese Worte Emersons zielen vielleicht auf seinen Freund und Gesinnungsgenossen Henry D. Thoreau, dessen Persönlichkeit uns inmitten des großen Getriebes der modernen Zivilisation anmutet, wie etwa die Gestalt eines alten Sehers und Einsiedlers aus dem fernen Morgenlande. Aber er war alles andere eher als ein finsterer Fanatiker, der seine Zornesschale über die sündige Welt ausgießt oder gar die Wunder der erhabenen Natur verkennt, ein trockener Moralprediger, dem der Blick und das Verständnis für die unendliche Vielseitigkeit und Unerschöpflichkeit des menschlichen Gemütes verschlossen ist, er war vielmehr eine kraftvolle Persönlichkeit mit einem warmempfindenden, sehnsüchtigen Herzen, mystisch angelegt, poetisch gestimmt, so daß gerade infolge dieser anscheinend einander widersprechenden Eigenschaften die Urteile der Zeitgenossen so außerordentlich abweichend ausfielen. Lassen wir seinen jüngsten Biographen zunächst sprechen: „Als Ganzes genommen hatte er nicht seinesgleiches. Wohl haben auch andere Menschen Einfachheit gepredigt, in freiwilliger Armut gelebt, die Natur von Herzen geliebt und sich an ihre Brust geflüchtet, wohl haben auch andere vor und nach Thoreau die Zivilisation gering geschätzt und die Natur zurückersehnt und ihren Landsleuten den Spiegel der Wahrheit vorgehalten, wohl haben auch andere an eine absolute Güte, an eine Weisheit hocherhaben über menschliches Wissen geglaubt, — doch Thoreau als Ganzer, als Dichter und Idealist, als Stoiker, Cyniker, Naturforscher und Mystiker, als der Freundschaft-Ersehnende, Reinheit-Suchende, Vollendungs-Durstige, Armut-Stolze, — wo hat er Seinesgleichen? Er war kein Rousseau, denn Eitelkeit war ihm fremd, und Geständnisse hatte er nicht zu machen. Er war kein Tolstoi, denn schon in früher Jugend fuhr er mit vollen Segeln ins weite Meer hinaus, das Wunderland seiner Sehnsucht zu suchen; nie änderte er den Kurs. Er war kein Montaigne, kein Charron. Eher dann noch ein Jefferies, der wie Thoreau die Tradition verachtete, leidenschaftlich die Wälder, Felder und Ströme liebte und über die gleiche Kraft der Sprache verfügte, um Geschautes zu verkünden. Nein, als Ganzes genommen hatte er nicht seinesgleichen. Er war, wie Emerson sagt, ein Protestant à l'outrance. Er hatte keinen ausgesprochenen Beruf, heiratete nicht, wählte nicht, ging nie zur Kirche und hielt keinen Sabbat, weigerte sich Steuern zu bezahlen, aß kein Fleisch, trank keinen Kaffee oder Wein und gebrauchte keinen Tabak. Er wollte dadurch reich sein, daß er seine Bedürfnisse herabsetzte, und das, was er gebrauchte, mit eigenen Händen schuf. Sein Mantel war nachts seine Decke, seine Bücher band er selbst ein, seine Möbel waren seiner Hände Werk. Was er für recht hielt, verteidigte er rückhaltlos; er kannte keine Zugeständnisse. Wie Nietzsche handelte er nach dem Grundsatz: Ein Weg, ein Ziel, eine gerade Linie. Wahrheit verkündeten alle seine Worte, alle seine Taten. Er liebte sein Vaterland von Herzen, und seine Abneigung gegen englische und europäische Sitten grenzten oft an Verachtung. Er wollte nicht auf Ruinen wohnen. Concord war ihm das Zentrum der Welt. Die Natur seiner engeren Heimat lehrte ihn die Natur des Kosmos begreifen." (Thoreau, Walden, aus dem Englischen übersetzt von W. Nobbe. Eugen Diederichs. Jena und Leipzig 1905.) Erledigen wir zunächst, ehe wir uns an eine Würdigung seiner Weltanschauung machen, die üblichen biographischen Daten.

Henry David Thoreau wurde am 12. Juli 1817 auf einer Farm in der Nähe von Concord, Massachusetts, geboren als Sprößling einer Familie, in der sich französisches

und englisches Blut mischte. Mit 16 Jahren bezog er nach dem Schulbesuch in Concord, wo er schon mit den besten griechischen und lateinischen Klassikern bekannt geworden war, die Universität Harvard, freilich nur unter äußerster Sparsamkeit und Verzicht auf den bescheidensten Lebensgenuß. Neben dem Studium der Antike wandte er sich der Lektüre englischer Schriftsteller zu, insbesondere Milton, und dann den Naturwissenschaften. Mit zwanzig Jahren nach Concord zurückgekehrt, widmete er sich anfänglich dem Schulamt, ohne jedoch volle Befriedigung zu finden. Immer aber trieb es ihn hinaus zur Natur, zu seiner wahren mütterlichen Freundin, — bald erschienen die ersten dichterisch angehauchten Landschaftsschilderungen, und nicht viel später sollte ihn herzliche Neigung mit Emerson verbinden, so daß nunmehr das einfache Städtchen Concord das amerikanische Weimar wurde, das Zentrum aller höheren Kultur. Nach einem flüchtigen Aufenthalt in Newyork trat dann die entscheidende Wendung in seinem Leben ein (1845), die ihn seine eigentliche Persönlichkeit finden ließ; er zog sich von der ‚Welt verworrenen Kreisen' zurück, um philosophischer Einsiedler zu werden, wie er es selbst so anschaulich beschreibt: „Als ich mir klar darüber wurde, daß meine lieben Mitbürger mir kein Bureau im Rathaus, keine Pfarre oder irgend einen Broderwerb anbieten würden, daß ich vielmehr mir selbst helfen müsse, wandte ich mein Augenmerk mehr denn je den Wäldern zu. Dort war ich besser bekannt. Als ich zum Waldenteich (in der Nähe Concord) wanderte, beabsichtigte ich dort weder billig noch teuer zu leben, sondern möglichst ungehindert Privatgeschäfte zu betreiben. Ich zog in die Wälder, weil ich den Wunsch hatte, mit Überzeugung zu leben, alle Wirkungskraft und Samen zu schauen und zu ergründen, ob ich nicht lernen könnte, was ich lehren sollte, um beim Sterben vor der Entdeckung bewahrt zu bleiben, daß ich nicht gelebt hatte. Ich wollte nicht das Leben, was kein Leben war. Das Leben ist so kostbar; auch wollte ich keine Entsagung üben — höchstens im Notfalle. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so herzhaft und spartanisch leben, daß alles, was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen wurde. Ich wollte mit großen Zügen knapp am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und es auf die einfachste Formel bringen." Dort an dem Ufer seines Lieblingssees erbaute er sein Blockhaus, das er natürlich auch gegen die Unbilden eines nordamerikanischen Winters leidlich schützte. Sein Tagewerk war geteilt zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, namentlich jene betrieb er mit leidenschaftlichem Eifer, und gerade in dieser unmittelbaren Berührung mit der mütterlichen Erde erwuchsen mystische Ideen in seinem sensitiven Kopfe. Die langen Abendstunden des Winters wurden eifrig schriftstellerisch verwertet, hier setzen die Tagebücher ein, die im Laufe der Zeit bis auf dreißig Bände anwuchsen. Sie sind, sagt Nobbe, ein Denkmal des Sehnens und Strebens, des hohen Fluges dieses reinen Menschen, ein Schatz herrlicher Gedanken, haarscharfer Naturbeobachtungen und wunderbarer Landschaftsbilder. Unaufhörlich hat Thoreau an ihnen gearbeitet; jeder Satz wurde auf das gewissenhafteste erwogen und gefeilt (Vorwort S. XI). Übrigens lebte der Flüchtling durchaus nicht streng asketisch, er empfing ungezwungen Besuche, suchte auch freiwillig Freunde und Bekannte auf, so daß es ihm auch nach zwei Jahren gar nicht schwer fiel, wieder die alte Fühlung mit der Welt aufzunehmen. Überhaupt war dieser Aufenthalt nur ein psychologisches Experiment für ihn gewesen, weil ihn eine innere Stimme, wie er sagte, ein unwiderstehlicher Drang dazu nötigte. Insbesondere war es ihm nie eingefallen, was ihm fälschlich untergelegt wurde, die Menschheit nach Art Rousseaus zum Naturzustande bekehren zu wollen. Dann folgten die Kämpfe um die Emanzipation der Neger, an denen sich der begeisterte Humanitätsapostel nachdrücklich beteiligte. Vielleicht hätte er auch selbst zu den Waffen in dem bald ausbrechenden Bürgerkrieg gegriffen, wenn nicht eine ererbte Lungenkrankheit seine Kräfte bis auf den letzten Rest dahingerafft hätte, — er starb schon im 45. Lebensjahre am 6. Mai 1862; in Concord wurde er bestattet.

Bei Thoreau finden sich die verschiedenartigsten, anscheinend einander widersprechenden Züge; einerseits ein tiefer mystischer Hang, die Forderung der Verinnerlichung, der völligen Wiedergeburt des Menschen, einer Lösung von allen Beziehungen zur gewohnten Umgebung, die Verneinung sozialer und politischer Pflichten, und doch wieder der brennende Wunsch, den Mitmenschen zu helfen, ihre Einsicht und Tatkraft zu schärfen, ihre Lebensweise natürlicher zu gestalten, kurz ein Reformator großen Stils zu werden, — nur fehlte ihm aller äußere Ehrgeiz. Immer war es ihm um die Hauptsache zu tun, um die sittliche Erneuerung des Menschen. „Unser ganzes Leben," erklärt er, „ist überraschend moralisch. Nicht eine Minute gibt es Waffenstillstand zwischen Tugend und Laster. Güte ist die einzige sichere Kapitalsanlage; sie bildet den Harfenklang, der die Welt umzittert, den ewigen Grundton, der uns erschauern macht. Und mag auch der Jüngling schließlich gleichgültiger werden, die Gesetze des Kosmos werden es nicht, sondern stehen immerdar auf der Seite dessen, der am tiefsten empfinden kann. Man soll aus jedem Zephir den leisesten Tadel hören, den er enthalten kann; unglücklich ist derjenige, der ihn nicht vernimmt. Wir können keine Saite berühren, kein Register ziehen, ohne daß eine bezaubernde Moral unser Innerstes durchdringt." Die wichtigste Forderung aber für uns besteht eben in rastloser, aufopfernder Tätigkeit, die aus einem reinen Herzen quellen muß, um wahrhaft fruchtbar zu werden. „Arbeit schafft Weisheit und Reinheit, Müssiggang dagegen Dummheit und Sinnlichkeit. Bei einem Denker ist Sinnlichkeit gleichbedeutend mit Geistesträgheit. Ein unsauberer Mensch ist stets auch faul; er sitzt hinter dem Ofen, schläft in den Tag hinein und ruht aus, ohne müde zu sein (Thoreau pflegte im Sommer mit Sonnenaufgang sich zu erheben). Wer der Unreinheit und allen Sünden entfliehen will, der arbeite unverdrossen, und sei es auch beim Stallreinigen. Die menschliche Natur ist schwer zu überwinden, doch sie muß überwunden werden. Was nützt es auch, daß ihr euch Christen nennt, wenn ihr nicht reiner seid als die Heiden, wenn ihr euch so wenig selbst bezwingt, wenn ihr nicht mehr Religion besitzt? Ich kenne viele als heidnisch bezeichnete Religionen, deren Gesetze den Leser beschämen und zu neuem Ringen erwecken, mag es sich auch nur durch die Befolgung gewisser Gebräuche dokumentieren." Zu dieser inneren Umwandlung des ganzen Menschen, so daß, wie Thoreau sagt, eine neue Ära unseres Lebens beginnt, trägt sicherlich gute Lektüre viel bei; aber sie darf nicht oberflächlich betrieben, sie muß gleichsam erlebt werden, wenn sie unser geistiges Besitztum werden soll. Hier erblüht dem wirklichen Kulturstaat noch eine weite und dankbare Aufgabe. „Wir verwenden," klagt unser Gewährsmann, „auf alle Dinge, die zu unserer Pflege und Verpflegung dienen, mehr als auf unsere geistige Nahrung. Es ist an der Zeit, daß wir ungewöhnliche Schulen bekommen, daß wir nicht mit unserer Erziehung aufhören, wenn wir anfangen Männer und Frauen zu werden. Es ist Zeit, daß Dörfer sich in Universitäten verwandeln, daß die älteren Einwohner Universitätsmitglieder werden und berechtigt sind, ihren Lebensunterhalt freien Studien zu widmen. Soll die Welt sich für ewige Zeiten mit Paris oder Oxford begnügen? Könnten nicht unter Concords Himmel Studenten leben und eine vorurteilsfreie Erziehung finden? Können wir denn keinen Abälard anstellen, der uns Vorlesungen hält? Unsere Erziehung ist bedauerlich vernachlässigt. In diesem Lande sollte die Stadt in gewisser Hinsicht die Stelle des Edelmannes in Europa einehmen; sie sollte die Beschützerin der Künste sein, sie ist reich genug, — es fehlt nur an Seelengröße und Seelenreinheit." Aber alles das sind nur äußere Hülfsmittel, die wir erst wahrhaft nutzbar machen müssen in sittlichem Sinne zur inneren Wiedergeburt, um zugleich den eigentlichen Zusammenhang der Dinge zu erfassen. „Wir wollen mit uns selber ins Reine kommen, uns mutig

einen Weg bahnen durch den Dreck und Kot der Meinungen, der Vorurteile und der Tradition, der Täuschungen und des Scheins, durch jene Schlammschicht, die den Erdball bedeckt, durch Paris und London, Newyork, Boston und Concord, durch Kirche und Staat, durch Poesie, Philosophie und Religion, bis wir auf hartem felsigen Grund an einen Ort gelangen, den wir Wirklichkeit nennen können und von ihm sagen: Das ist, und ein Irrtum ist ausgeschlossen. Und erst dann, wenn wir einen point d'appui unter Wasser, Eis und Feuer gefunden haben, einen Ort, wo wir eine Mauer von Stein oder einen Staat errichten, ein Leuchtfeuer anbringen oder einen Pegel verankern können, erst dann wollen wir unser Werk beginnen. Wenn du eine Tatsache mit nacktem Auge scharf beobachtest, so wirst du erkennen, daß die Sonne an ihren beiden Oberflächen leuchtet, wie ein Türkenschwert. Du fühlst, wie die hohle Schneide der durch Mark und Herz dringt, und glücklich wirst du dein Leben beschließen. Sei es Leben oder Tod — wir hungern nach Wahrheit." Wie gesagt, es kommt darauf an, unsere Kraft zu stärken, unsere Energie zu stählen, und nicht etwa, wie man wohl meinen könnte, in kläglichem Mystizismus sich einzulullen. Der Mensch ist stets letzten Endes sein eigener Erlöser, sonst kann von keiner wahrhaften Wiedergeburt die Rede sein. Es ist deshalb verhängnisvoll, immer nur auf Reue und Zerknirschung hinzuwirken, auf eine gewisse Zerschlagenheit des Gemütes, die nur zu leicht zu völliger Verzweiflung oder Stumpfsinn führt. „Der Philanthrop," schreibt Thoreau, „umgibt nur zu oft die Menschheit durch die Erinnerung an seinen eigenen überwundenen Kummer wie mit einem Dunstkreis und nennt das Sympathie. Wir sollen unsern Mut mitteilen, nicht unsere Verzweiflung, unsere Gesundheit und unser Betragen, nicht unsere Krankheit, — im Gegenteil, Krankheitskeime zu verschleppen, sollen wir ängstlich vermeiden. Man könnte fast sagen, daß selbst die Propheten und Erlöser mehr die Angst der Menschen beschwichtigt als ihre Hoffnung gestärkt haben. Nirgends findet sich eine einfache, von Herzen kommende Äußerung darüber, daß das Leben Befriedigung gewährt, nirgends ist ein denkwürdiges Lob Gottes aufgezeichnet. Alles Gesunde, jeder Erfolg tut mir wohl, mag er noch so entfernt sein, noch so abseits vom Wege liegen. Alles Kranke, jeder Fehlschlag stimmt micht traurig, macht mich unglücklich, wie viel Sympathie ich auch mit ihm haben mag. Wenn wir nun tatsächlich die Menschheit durch echt irdische, botanische, magnetische oder natürliche Mittel kurieren wollen, so wollen wir zunächst versuchen, selbst so einfach und gesund zu werden, wie die Natur, die Wolken zu vertreiben, die unsere eigene Stirn überschatten und ein wenig mehr Leben in unsere Poren aufzunehmen." Dem unerbittlichen Bußprediger enthüllen sich begreiflicherweise nur allzu viele Flecken und Schäden an unserem gesellschaftlichen Organismus; durchweg, um nicht zu sagen, stets Oberflächlichkeit, hohler Schein und leerer Prunk, Streben nach äußerem Erfolg, nach Ansehen und Macht, kein wahrhaft inneres Genügen, keine Ehrlichkeit und Gradheit, keine Reinheit der Gesinnung und des Herzens. „Wahrheit gib mir," ruft Thoreau, „nicht Liebe, Geld und Ruhm. Ich saß dort zu Tische, wo erlesene Speisen und Weine im Überfluß vorhanden waren, wo man aufmerksam bedient wurde, wo es aber Aufrichtigkeit und Wahrheit nicht gab. Hungrig verließ ich den ungastlichen Tisch. — Wie lange werden wir noch in unseren Sündenhallen sitzen und unnütze, schäbige Tugenden züchten, die durch jede Arbeit beschämt werden? Denke an den chinesischen Hochmut und an die flache Selbstzufriedenheit der Menschen! Diese Generation bildet sich etwas darauf ein, die letzte eines berühmten Geschlechts zu sein. In Boston und London, in Paris und Rom spricht man, in Erinnerung an diesen alten Stammbaum, von den Fortschritten in Kunst, Wissenschaft und Literatur mit hoher Genugtuung. Der gute Adam bewundert seine eigene Tugend. Die gelehrten Gesellschaften und die großen Männer Assyriens — wo sind sie jetzt? Was für junge Philosophen wir doch sind! Unter meinen Lehrern ist nicht einziger, der schon ein ganzes Menschenleben gelebt hat. Dies sind vielleicht erst die Frühlingsmonate des Menschengeschlechts."

Endlich fast ebenso sehr wie nach Wahrheit sehnte sich der Menschenfreund nach Freundschaft, wie zahlreiche Stellen des Tagebuches beweisen, und schon deshalb konnte er kein misanthropischer Klausner und Einsiedler werden. „Wie kommt es," ruft er traurig aus, „daß ich immer wieder solch hohe Anforderungen an die Menschheit stelle und so regelmäßig enttäuscht werde? Ist alles mein Fehler? Bin ich zur Großmut, zur Selbstlosigkeit unfähig? Jede andere Anklage könnte ich eher gegen mich erheben." Gewiß, eben deshalb mußte er manche schmerzliche Erfahrungen durchkosten, weil er zu harte, zu hohe Forderungen aufstellte. Gerade in solchen Stimmungen zog er sich in die Natur zurück, wo er volle Harmonie fand, — ein sehr tiefes und reiches Naturgefühl war ihm eigen, das ihn fast dichterisch begeisterte, auch liebte er den Verkehr mit Tieren, mit denen er in einem fast zärtlichen Vertrauensverhältnis stand. Stundenlang konnte er ihrem Treiben und Spiel zuschauen, und alle Scheu und Ängstlichkeit schien selbst Bewohnern des Waldes und der Steppe, wie den Füchsen, ihm gegenüber geschwunden zu sein. Nicht minder liebte er Kinder, die ihn oft in großen Scharen bei seinen Streifzügen begleiteten; Frauen ist er dagegen kaum näher getreten, — von einer angeblichen Jugendliebe wird allerlei berichtet, aber irgend welche nachhaltigen Eindrücke sind nicht zu konstatieren. Alles in allem, wer Sinn- und Verständnis für eigenartige, kraftvolle Menschen besitzt, für Originale ohne den verhängnisvollen Nebenzug der Koketterie und Eitelkeit, dem können wir nur raten, sich mit der Persönlichkeit dieses amerikanischen Idealisten recht vertraut zu machen.

Bremen. Ths. Achelis.

Versündigung am Heiligen.

F. A. Feddersen. Jesus. Eine dramatische Dichtung. Hanau, Verlag von Clauß u. Feddersen. 1906.

Wenn man selber ein Jesusdrama geschrieben hat, sollte man keine ähnliche Dichtung besprechen. Zu leicht urteilt man als Partei, aus dem eigenen Gesichtswinkel heraus. Ich wollte deshalb Feddersens Buch der Redaktion zurücksenden. Nachdem ich es gelesen, kann ich es getrost besprechen. Besprechen heißt für mich freilich ablehnen. Ich brauche dabei aber nicht zu fürchten, daß man mir Parteilichkeit vorwirft. Dieser „Jesus" ist kein Drama. Es sind zehn ohne Zusammenhang aneinandergereihte, dramatisch sein sollende, sogenannte Dichtungen. In Wirklichkeit recht prosaische, ungeschickte Bearbeitungen evangelischer Erzählungen, die geradezu abgeschmackt gegenüber der reinen Schönheit der biblischen Vorbilder wirken. Ein paar Beispiele mögen mein hartes Urteil rechtfertigen. Gleich der Anfang ist schrecklich: Jesus am Jordan in tiefem Schlafe. Um ihn kämpfen Geister, teuflische Gespenster aus der Wolfsschlucht des Freischütz und lichte Engel mit flammenden Schwertern. Musik. (Ob Feddersen den Komponisten dazu schon gefunden hat?) Sowie sie verstummt, erwacht der Heiland und redet: „Welch schrecklich wunderbarer Traum! Die bösen Geister alle waren um mich her, grinsten und spieen mich an, von Satanas gehetzt . . . Ich aber widerstand, denn Gott war mit mir und sein Heer und Wort" usw. Dann: „Ich höre Stimmen, Menschenwogen wälzen sich heran. Johannes, der Täufer, ist an ihrer Spitze. Er ist mein Vorgänger, wie es Moses und Elias waren und die Propheten alle" usw. — Johannes führt eine tolle Sprache. Er schilt die Leute aus Jerusalem und ergeht sich in „stimmungsvollen" Wendungen wie „Bei Gott und allen Propheten! Da wollt' ich ja lieber, daß ich nie in eine Wüste gegangen und ein Kleid von Kamelhaaren getragen und nach Heuschrecken zu meines Leibes Notdurft gegriffen hätte." Jesus geht vorüber. Der Täufer sieht's, als er

gerade von ihm redet und sagt „schön“: „Himmel und Erde! da geht er vorüber!“ Priester und Pharisäer schimpfen. Und wie! „Ei, du glutäugiger, wilder, borstiger Wüstenprediger, hüte dich, daß nicht die Heuschrecken des Volks, das du gelästert, dich selber fressen. Hüte dich, daß du dich nicht um deinen langen, glatten Hals predigst, du kamelhaariger Lump du!“ So der Priester, und der Pharisäer: „Pöbelprediger! Solch widerhaariges, aufrührerisches Straßengesindel müßte am Galgen hängen oder gekreuzigt werden.“ — Ein ander Bild: Jesus und die Kinder. „Ein kleines Mädchen drängt sich an ihn. Jesus: Wie heißt denn du, mein Kind? Mädchen: Ich heiße Judith. Jesus: Ei, du kleine Judith! Würdest du auch dem grimmen Holofernes den Kopf abschlagen, wie jene andere Judith, nach der du genannt bist? Judith: O, nein. Ich getraute mich nicht! Das tue ich nur bei meinen Puppen, wenn sie garstig sind. (!) Jesus: Und wenn du selber garstig bist, kleine Judith? Judith: Dann schlägt mich die Mutter. Jesus: Da tut sie wohl daran. Judith: Aber sie schlägt mir doch nicht den Kopf ganz ab (helles Lachen unter den Kindern). Jesus: Ei behüte! Was wolltest du tun, wenn dir der Kopf abgeschlagen wäre? Judith: Dann würde — ja dann würde ich ganz furchtbar schreien! (Erneutes Lachen der Kinder.) Jesus: Mit dem Kopfe?! Judith: Ja, womit sonst? Jesus: Aber du hättest ja alsdann keinen Kopf mehr. Judith: Ja, so weiß ich nicht, was ich tun würde. (Will weinen.) Jesus: (hält ihr den Kopf und die Backen steif.) Ei du liebes Herzchen! Es hat ja keine Not. Siehst du, dein Kopf sitzt noch ganz feste und lacht mich an! Wo ist deine Mutter? Mutter: (hervortretend aus dem Volk) Hier, mein Herr! Ich bin die Mutter! Jesus: Haltet auf die kleine Judith, daß sie brav wird. Sie ist offen und wahr. Das gefällt Gott wohl! Vor allem aber hütet ihre Seele. Denn ein Mensch ohne Seele ist nicht besser, als ein Rumpf ohne Kopf . . . (Bewegung und Zustimmung im Volk).“ — Weiter: Gethsemane. Jesus (zu den Jüngern): Nun will ich euch, meinen vertrauten Jüngern, den tieferen Sinn des heiligen Abendmahles erklären, das wir soeben miteinander gefeiert. Es war ein neues Paschah. Denn das Opferlamm ist ein neues. Dieses Opferlamm, der Welt geschlachtet, bin ich selbst! Johannes: So hätten wir also, erhabener Meister, dich selbst gegessen? Jesus: Ganz recht, mein Johannes! Ihr habt mich selbst gegessen — das heißt: meinen Leib und mein Blut, und auch dieses nur sinnbildlich in Brot und Wein, das ich euch gab mit den Worten: Das ist mein Leib! und: Das ist mein Blut! Petrus: Meister, erkläre uns diese Worte! Mir wird's zu schwer. Leibliche Speise essen wir täglich ohne Beschwerde. Aber dich, Herr? Jesus: Nun, dazu schicke ich mich ja eben an, euch dieses zu erklären usw. — Endlich: Golgatha. Aus dem Chor der Kinder:

„Jesus, Jesus! herz uns wieder!
Du der Kinder Lust und Stolz! . .
Ach, er steigt ja nie hernieder,
Viel zu fest hängt er am Holz —
Viel zu fest hängt er am Holz!“

Genug und übergenug! Und das nennt sich Dichtung! Und wird gedruckt! Und wird wohl gar noch rühmend besprochen! — Der „Dichter“ hat seiner „Dichtung“ als Motto vorgesetzt: „Der Held dieses Buches kümmert sich weniger um eure Meinungen, als um eure Sympathien. Versagt ihr ihm diese, dann könnt ihr euch mit euren Meinungen begraben lassen. Denn hier ist viel mehr!“ Nun, ich versage diesem Jesus ganz und gar meine Sympathien. Und dem „Dichter“ dieser „Heldendichtung“ ebenso. Höchstens habe ich für ihn die Sympathie des Mitleids. Wenn ich trotzdem zur Feder griff, um den Lesern dieses Blattes etwas über das Buch zu sagen, so tat ich's, weil ich meine, daß man solcher, wenn auch nicht bewußter, Verhöhnung des Heiligen, das wir besitzen, gegenüber nicht schweigen darf. Hier hat unser Blatt als Protestantenblatt auch einen Beruf. Was zu stark ist, ist zu stark.

Vegesack. Baars.

Glaube.

Hast du Glauben? — Du sprichst: „ja“. Warum? Womit willst du beweisen, daß du Glauben hast? Womit kannst du es beweisen? —

„Ich halte mich treu zur Kirche. Ich bin ein eifriger Besucher der kirchlichen Gottesdienste. Ich nehme regelmäßig zwei Mal jährlich am hl. Abendmahl teil. Ich erachte die Bibel für Gottes untrügliches Wort. Ich bleibe bei dem, was mein Katechismus aus dieser reinen Quelle schöpfend mich gelehrt.“ —

Damit willst du beweisen, daß du Glauben hast. Verzeih, wenn ich dir einwende, daß du mit dem, was du vorgebracht, nichts weiter als deine kirchliche Korrektheit bezeugst. —

„Aber setzt kirchliche Korrektheit nicht Glauben voraus? Und wenn sie Glauben voraussetzt, ist sie dann nicht zweifellos ein Beweis des Glaubens?“ —

Zweifellos ein Beweis des Glaubens, wenn — ja, wenn sie in jedem Falle Glauben voraussetzte! Es gibt kirchlich korrekte Menschen, die nur sehr schwachen oder auch gar keinen Glauben haben. Umgekehrt gibt es kirchlich inkorrekte Menschen, deren Glaube sehr stark ist. —

„Wie ist das denkbar?“ —

Du kennst doch das Wort Jak. 4, 19: du glaubest, daß ein einiger Gott ist. Du tust wohl daran; die Teufel glauben's auch und — „zittern“ fährt die Schrift fort; wir dürfen sinngemäß hinzufügen, „und bleiben trotzdem Teufel.“ So gibt es Leute, die kirchlich völlig korrekt sind und deswegen sich für gläubig halten, die trotzdem sich nicht scheuen, den Kultus des eigenen lieben Ich zu pflegen, nicht selten mit der brutalsten Rücksichtslosigkeit ihre selbstsüchtigen Wünsche durchzusetzen versuchen. Sie sind wie jene unter den Pharisäern, die „lange Gebete vorwenden,“ dabei aber kalten Bluts „der Witwen Häuser fressen“. Derartige Leute haben wahrlich keinen Glauben an den Gott der Liebe und der Barmherzigkeit. Ferner kannst du unter den kirchlich Korrekten solche kennen lernen, die bei der geringsten Lebenshemmung den Mut sinken lassen, murren, seufzen, klagen, die auf dem Sterbebette mit Angst und Zittern des Augenblicks warten, in welchem ihr Atem still steht, obgleich sie durch ihr ganzes Leben auf den Artikel „Auferstehung des Fleisches“ geschworen haben. Ihnen fehlt der Glaube an den Gott der Weisheit und der Macht, an den Gott des Lebens und der Todesüberwindung. Und im Gegensatz zu den Geschilderten kannst du solche beobachten, die dem kirchlichen Dogma in vielen Punkten aus Gründen einer ernsten Kritik widersprechen und da, wo es ihnen durch die Predigt aufgezwungen wird, die Kirche meiden, also kirchlich inkorrekt sind, die aber im Leben sich auszeichnen durch die „Verkündigung der Tugenden dessen“, der die Menschen „von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht“ berufen, die große Opfer der Liebe bringen, im Kampfe mit des Lebens Widerwärtigkeiten tapfer aushalten und, wenn ihr letztes Stündlein kommt, den Tod als guten Kameraden begrüßen, mithin beweisen, daß sie an den Gott der Liebe und der Barmherzigkeit, der Weisheit und der Macht, des Lebens und der Todesüberwindung glauben.

„Du willst doch damit nicht sagen, daß zwischen Glaube und kirchlicher Korrektheit eine Kluft besteht. Die von dir charakterisierten Ungläubigen sind doch nicht deshalb ungläubig, weil sie kirchlich korrekt, und die von dir gerühmten Gläubigen nicht deshalb gläubig, weil sie kirchlich inkorrekt sind.“

Keineswegs.

„Aber nach deinen Worten schien es so.“

Durchaus nicht. Ich weiß auch viele unter den kirchlich Korrekten, die gläubig, und auch viele unter den kirchlich Inkorrekten, die ungläubig sind. Ich wollte nur beweisen, daß die Begriffe, „Glaube“ und „kirchliche Korrektheit“ sich nicht decken. Leider werden sie sehr häufig als identisch angesehen. Daher der Unfug mit den Schlagwörtern „gläubig“ und „ungläubig“. Daher so viel Haß und Un-

frieden unter denen, die sich nach demselben Herrn und Meister nennen! Daher so viel Streit und Zank um den, der die Religion der Liebe verkündigt hat! Besinnen wir uns doch recht auf das Wesen des Glaubens. Darüber denken wir, wie ich aus deinen Ausführungen über deine als Beweis des Glaubens vorgebrachte kirchliche Korrektheit schließen muß, verschieden. Darüber kann und darf nicht verschieden gedacht werden. Das Wesen des Glaubens ist eins. Es besteht nicht in der Unterwerfung unter bestimmte kirchliche Sitten und Gebräuche. Die ist auch bei dem Glaubenslosen möglich. Es besteht nicht in der verstandesmäßigen Zustimmung zu einer bestimmten, nach Paragraphen geordneten Lehrformulierung. Sonst wäre die größte Gläubigkeit nur bei den wissenschaftlich Gebildeten denkbar. Und abgesehen davon ist das Dogma jeweiliger Ausdruck des Glaubens, zeitlich und wissenschaftlich bedingt, konfessionell und örtlich begrenzt, und der Korrektur unterworfen. Das Wesen des Glaubens besteht demgegenüber einzig und allein in der persönlichen Hingabe an Gott, die auf der persönlichen Empfindung Gottes, auf dem persönlichen Ergriffensein von ihm beruht. Je stärker die Empfindung Gottes, je mächtiger das Ergriffensein von ihm, desto intensiver und konzentrierter die Hingabe an ihn, desto größer der Glaube, der sich bis zum unbedingten Gottesvertrauen zu steigern vermag. Es ist unmöglich, ihn mit dem Maßstab kirchlicher Korrektheit zu messen. Luther gehörte zu den kirchlich Inkorrekten seiner Zeit. Trotzdem ragte er in ihr als Glaubensheld um Hauptes Länge hervor, indem er seinen Glauben nicht durch seine dem kritischen Urteil für immer unterworfene Dogmatik, sondern durch sein persönliches Handeln bewies, z. B. durch seinen Thesenanschlag am 31. Oktober 1517 oder durch seine kühne Fahrt nach Worms trotz des Bannes und durch sein Auftreten im Reichstage daselbst oder durch das Verlassen des Wartburgexils ungeachtet der über ihn verhängten Reichsacht. Wir können deshalb getrost behaupten: Der ist der Gläubigste, der in die Tat umsetzt, was sein Mund spricht, wenn er mit dem Psalmisten bekennt: „ich werde täglich geplagt . . . Dennoch bleibe ich stets an dir. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!" — Ob wir beide mit unserm Glauben schon so weit sind? Ich denke, noch tun wir gut daran, zu bitten: ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben! —

Gustedt. Lillie.

Nachrichten.

Alfred Altherr. Eine Amerikafahrt in zwanzig Briefen. Frauenfeld 1905. Verlag von Huber u Co. 240 S.

Unser Freund Altherr in Basel hat uns mit diesen Briefen eine ganz köstliche Gabe gegeben. Durch seine Parkerbiographie vom Jahre 1894 hat er sich nicht bloß in der Schweiz und Deutschland, sondern auch in Amerika sehr viele Freunde erworben. Die amerikanischen Unitarier haben ihn eingeladen nach Amerika zu kommen, um dort an ihrem Jahresfest in Boston im Mai 1905, bei welchem nicht weniger als 33 Versammlungen abgehalten wurden, einen Vortrag über den religiösen Liberalismus in der Schweiz zu halten. Den Vortrag hat er noch daheim in Basel ausgearbeitet, ihn dort ins Englische übersetzen lassen, und hat ihn dann in Boston englisch vorgelesen. Im 15. Brief teilt er eine interessante Skizze davon mit (S. 161—165). Altherr beschreibt seine ganze Reise, was er gesehen hat, das amerikanische Leben nach seiner politischen, sozialen, religiösen, kirchlichen, wirtschaftlichen, kulturellen Seite. Er versteht zu reisen und viel zu sehen. Er ist überall mit seinem Herzen, mit seiner ganzen Persönlichkeit dabei. In reichster Fülle gießt er über alles, was er beschreibt, seinen köstlichen Humor aus. Das Buch führt den Leser in der leichtesten Weise über den Atlantischen Ozean in das amerikanische Leben hinein, beschreibt mit der größten Anschaulichkeit seine Licht- und seine Schattenseiten, läßt aber auch überall ganz unwillkürlich den Leser schauen in das liebenswürdige, groß-angelegte, weitblickende Herz des Verfassers. Alle Freunde Altherrs müssen das Buch lesen und werden herzerquickende Freude haben.

Karlsruhe. Wilhelm Brückner.

Rohde, Pfarrer an der Christuskirche in Karlsruhe. Aus Zeit und Ewigkeit. Predigten. Tübingen. 1906. J. C. B. Mohr. 239 S.

In dem kurzen Vorwort, das der Verfasser seinem Buche vordruckt, sagt er, daß die Veröffentlichung dieser Predigtsammlung veranlaßt ist durch wiederholte Wünsche, die ihm aus den verschiedensten Kreisen seiner Gemeinde entgegengebracht wurden. Diese Veranlassung läßt sich sehr gut begreifen. Die in den Jahren 1900 bis 1905 gehaltenen Predigten — es sind 32 aus allen Teilen des Kirchenjahres — müssen auf die Zuhörer nachhaltige Wirkung geübt haben. Sie sind außergewöhnlich in ihrer Art, tragen das charakteristische Gepräge der Persönlichkeit des Predigers. Wie sie gewiß mit großem Interesse gehört worden sind, so werden die Zuhörer sie auch gern lesen. Sie sind sehr sorgfältig ausgearbeitet, daher gedankenreich und, was besonders bei ihrer Beurteilung hervorzuheben ist, der Prediger bemüht sich immer wieder, auf Fragen, die in verschiedenen Kreisen seiner Gemeinde und in den einzelnen Herzen auffsteigen, einzugehen und Entscheidungen zu geben, die die Zuhörer zu neuen Gedankengängen führen — und auf ihre Willensentschließungen einwirken wollen. Dabei will es der Prediger vermeiden, einen bestimmten, d. h. liberalen Standpunkt hervorzukehren; seine Predigten haben einen rein religiösen Zug und weisen, wie das die erste am 14. Oktober 1900 bei Einweihung der Christuskirche gehaltene scharf betont, immer wieder auf Christus als Mittelpunkt und Ziel des religiösen Lebens hin.

Karlsruhe. Wilhelm Brückner.

L. Klapp. Was ist Religion? Vortrag im Hamburger Protestantenverein. Hamburg, Seippel. 24 S.

Ludwig Klapp, einer der Veteranen des Protestantenvereins, der jüngst seinen 70. Geburtstag gefeiert hat in voller Rüstigkeit, hat über die Frage: Was ist Religion? im Hamburger Protestantenverein einen Vortrag gehalten und denselben veröffentlicht. Er beschreibt kurz die moderne Stimmung der Religion gegenüber und untersucht, wie die Religion entsteht. Ein Reales wirkt auf den Menschen und erregt bei den einen mehr Phantasie und Gefühl, bei den anderen mehr Verstand und Wille, läßt aber keine Fähigkeit des Geistes unberührt: Unser ganzer Mensch wird von der Macht der Dinge ergriffen, das Empfinden von der Wucht der Eindrücke, das Denken von dem Heere ungelöster Rätsel, der Wille endlich von den schmerzlichen Hemmungen des Übels und der Schuld.

Die Not drängt zwar zur Religion, aber diese ist doch kein Produkt unserer Wünsche, sondern im Gange der Dinge offenbart sich uns die Gottheit als eine das All beherrschende, beseelende, bestimmende, mit Denken durchdringende Macht, die um uns und in uns schafft und zugleich der Grund alles Lebens und Webens ist, zu der wir durchdringen wollen. Nun wird die Art und Kraft der persönlichen Religion (Religiosität oder Frömmigkeit) mit schönen Worten beschrieben, die davon Zeugnis geben, daß es auch unter den Männern des Protestantenvereins innig Fromme gibt. Das Evangelium Jesu ist die Universalreligion und liefert den Tatbeweis für die Wahrheit der Religion der Erlösung.

Fromm und frei habe ich bei Klapp immer verbunden gefunden, so ist es auch in dieser kleinen Schrift. Möge sie auch über Hamburg hinaus Leser finden als eine warme, begeisternde Apologie der Religion.

O. Veeck.

Massenstreik und Ethik, von Dr. Rudolph Penzig. Frankfurt a. M. 1905. 0,75 M.

Der Verfasser beurteilt vom Standpunkt der Ethik aus den Massenstreik als ein unerlaubtes Kampfesmittel, weil weder Verbitterung und Übereilung, noch letzte, äußerste Verteidigung gegen Ungesetzlichkeit anderer Stände dazu vom sittlichen und moralischen Standpunkt aus berechtigen. Als Notwehr kann der Massenstreik verstanden, aber nicht gebilligt werden. Die kleine Schrift ist anregend geschrieben und bietet manche interessante Ausführung.

Protestantismus und Katholizismus in Irland. Vom Rev. John A. Bain, M. A Westport, Irland. Deutsch von H. Wegener, Pastor in Mörs. (Berichte über den Fortgang der „Los von Rom-Bewegung". Herausgegeben von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich. II. Reihe. 7. Heft.) J. F. Lehmanns Verlag, München. 1905. 46 Seiten, geheftet 60 Pfennig.

Vorliegende Broschüre gehört zu den bekannten Berichten über die Los von Rom-Bewegung. Von einer wirklichen Los von Rom-Bewegung kann nun zwar in Irland nicht geredet werden. Was sich vielmehr aus dem Bericht des Verfassers über die konfessionellen Verhältnisse der Gegenwart erkennen läßt, ist ein Doppeltes: auf der einen Seite erstarkt die katholische Hierarchie, auf der andern Seite aber wächst zugleich eine innere Gleichgültigkeit vieler Katholiken gegen ihre Kirche, die nur bei Auswanderern — charakteristisch genug — häufig zum Austritt führt; und es erheben sich innerkatholische Proteste gegen die lähmende Wirkung des Klerikalismus. Auf diese Tatsachen gründet der Verfasser die Hoffnung, daß in kurzer Zeit „ein hinreichend männlicher Geist sich Bahn bricht", der zu einer Los von Rom-Bewegung führt. Aber eben an „hinreichend männlichem Geist" pflegt unter römischer Disziplin kein Überfluß zu sein.

G. Fittbogen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 4.

Berlin
Bremen. 27. Januar 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der dritte preußische Lehrertag. — Erklärungen rheinischer und westfälischer Pfarrer aus Anlaß des „Fall Römer“. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Der dritte preußische Lehrertag.

Über die Legitimation des dritten preußischen Lehrertages, die von der gesamten kompromißtreuen Presse, namentlich von der kirchlichen Orthodoxie in mehr oder weniger scharfer Weise, oft mit wenig Geschmack und Anstand, meist mit noch weniger Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse angezweifelt worden ist, sei zunächst einiges vorausgeschickt; denn gerade in seiner Eigenschaft als der legitimen Vertretung der preußischen Lehrerschaft beruht die äußere Bedeutung dieses Kongresses. Die preußischen Lehrertage sind Veranstaltungen des preußischen Lehrervereins, der mit mehr als 60 000 Mitgliedern mehr als $^4/_5$ der preußischen Lehrerschaft repräsentiert. Die Beschlüsse werden von den Delegierten der 15 Provinzialverbände gefaßt, nicht von einer zufällig sich zusammenfindenden Majorität. Die stimmberechtigten Vertreter sind auch nicht etwa von den Vorständen der Provinzialverbände, die man so gern mit Schlagworten, wie „liberale Führer“ und „Schreier“ aus den „Großstädten“ selbst bei ihren eigenen Kollegen verdächtigt, geschickt worden, sondern sie sind von den Delegiertenversammlungen der Provinzialverbände gewählt. Da die Orts- und Kreisvereine im Laufe des verflossenen Jahres zu dem Schulkompromiß und in letzter Stunde auch noch zu dem Gesetzentwurfe betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen Stellung genommen haben, so kamen die Delegierten zum dritten preußischen Lehrertage mit imperativen Mandaten nach Berlin. Und wer weiterhin am 29. Dezember in den Sophiensälen in Berlin in den Reihen der Delegierten mit nur wenigen Ausnahmen durchweg ergraute Häupter erblickte, die ihre durch die Erfahrungen eines arbeitsreichen Lebens gefestigten Anschauungen sicherlich nicht schönen Reden und dem Beifall der Galerie geopfert haben, der wird die Behauptungen einer ganzen Gruppe von Zeitungen, die Beschlüsse des Lehrertages seien entstanden durch den „vergewaltigenden Einfluß“ der „freisinnigen“, „liberalen“, „kirchenfeindlichen“, „religionslosen“ „Großstadtlehrer“, dieser „Demokraten“, „Sozialdemokraten“, „Schwätzer“ und „Hetzer“, und wie all die lieblichen Attribute heißen mögen, als perfide Verleumdungen und als eine beabsichtigte Irreführung der öffentlichen Meinung erkennen. Der Kongreß war von nicht ganz 1600 Teilnehmern besucht, wovon laut Feststellung des Anmeldebureaus nur 250 aus Berlin waren, einschließlich der Mitglieder des Empfangsbureaus, der Ordner, der Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses des deutschen Lehrervereins usw.; alle übrigen Teilnehmer waren aus den Provinzen, zumeist aus den kleineren Orten der Provinzen Brandenburg, Sachsen und Pommern. Diese Feststellung ist wichtig für die Beurteilung all der Behauptungen, die über die Zusammensetzung und Bedeutung des dritten preußischen Lehrertages in die Welt gesetzt worden sind.

Die äußere Haltung des Kongresses war, abgesehen von einigen spontanen Beifallskundgebungen bei besonders markanten Äußerungen und abgesehen von einigen Heiterkeitsausbrüchen bei rednerischen Entgleisungen durchaus ruhig, in den ersten fünf Stunden der Verhandlungen sogar kühl. Anfangs stand die Versammlung sichtlich unter dem Eindruck der Trauerbotschaft, daß am Tage vorher der langjährige Vorsitzende des deutschen Lehrervereins, der allbeliebte und verehrte Leopold Clausnitzer gestorben war. Sowohl der Vorsitzende des Lehrertages, Herr Rektor Reißmann-Magdeburg, als auch die Herren Röhl und Herter-Berlin, die der Versammlung im Namen des geschäftsführenden Ausschusses vom deutschen Lehrerverein und im Namen des Berliner Lehrervereins Grüße entboten, gedachten des verdienstvollen Schulmannes und genialen Führers der deutschen Lehrerschaft in ehrenden und warmen Worten.

Nach einem begeistert aufgenommenen Kaiserhoch referierte Lehrer Schwärzel-Magdeburg über eine im Saale verteilte Vorlage des geschäftsführenden Ausschusses des preußischen Lehrervereins, wodurch Abänderungen zu dem Entwurf des Schulunterhaltungsgesetzes vorgeschlagen wurden. Der umfangreiche Stoff der Vorlage war gut gruppiert und die Forderungen um vier Punkte geordnet. 1) Träger der Schullasten seien größere Verbände, etwa die Kreise. Dadurch würden die Ungleichheiten in der Leistungsfähigkeit der Gemeinden und auch in der Bereitwilligkeit, für die Schulen zu sorgen, ausgeglichen werden. 2) Der Gesetzentwurf möge dahin abgeändert werden, daß den Schulverbänden das Recht gesichert wird, Schulen zu errichten, in denen sämtliche Schulkinder auch bei verschiedener Konfession allen Unterricht, mit Ausnahme des Religionsunterrichts, gemeinsam erhalten mit der Maßgabe jedoch, daß der konfessionellen Verschiedenheit der Schulkinder bei der Zusammensetzung der Lehrerkollegien in gerechter Weise Rechnung getragen wird. 3) Der Lehrerschaft möge das Recht eingeräumt werden, für die Wahl der in die Schuldeputation zu berufenden Lehrer Vorschläge zu machen. Auch der in die Schuldeputation eintretende Geistliche möge von den der Schuldeputation angehörenden Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung gewählt und von der Schulaufsichtsbehörde bestätigt werden. Der Vorsitzende des Schulvorstandes werde durch dessen Mitglieder gewählt; der geistliche Ortsschulinspektor soll nicht der Vorsitzende des Schulvorstandes sein. 4) Den Gemeinden mit mehr als 25 Schulstellen möge das Lehrerberufungsrecht, den Gemeinden mit weniger als 25 Schulstellen das Vorschlagsrecht gewährt werden. Zu den drei ersten Punkten hatte der geschäftsführende Ausschuß Eventualanträge formuliert, durch deren Berücksichtigung die größten Härten des Gesetzentwurfes gemildert und das Gesetz etwas erträglicher werden würde. Die Versammlung wünschte aber eine entschiedene, klare Stellungnahme und versagte solchen Eventualanträgen die Zustimmung.

In der Besprechung der ersten Frage, der Bildung größerer Verbände, trat vollkommene Einmütigkeit zutage; nur ob der Kreis oder der Regierungsbezirk der geeignetste Verband sei, wurde verschieden beantwortet. Man verhehlte sich auch nicht, daß die letzte Konsequenz solcher

Verbände die Staatsschule sei; doch der Staatsschule könne man unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Preußen noch nicht zustimmen. Nur Herr Pieper-Osterweddingen, ein Vertreter der Landlehrerbewegung, plaidierte für die Staatsschule. Je größer der Herr, desto besser sei er. „Was auf dem Gebiete der Schule Gutes geleistet worden sei, verdanken wir dem Staate." (Lebhafter Widerspruch.) „Ich weiß nicht wie Sie geschichtliche Tatsachen, ich erinnere nur an das Pensionsgesetz, das Reliktengesetz, das Besoldungsgesetz, abstreiten wollen. (Erneuter Widerspruch und Zurufe: „Dazu hat er sich sehr drängen lassen." „Der Not gehorchend . . . .") Herr Pieper war mit seiner letzten Behauptung stark im Irrtum, darum der Widerspruch. Wer die Geschichte der von ihm genannten Gesetze kennt, muß zugeben, daß von einer Initiative seitens des Staates nicht die Rede sein kann. Herr Pieper wurde denn auch von einem anderen Vertreter der Landlehrer und Kompromißfreunde, Herrn Teudeloff-Gr.-Ottersleben, im Stich gelassen. Er wünschte weder die reine Staatsschule noch die reine Kommunalschule. Der Mittelweg sei der beste. Gerade die Aufnahme der Ausführungen des Herrn Teudeloff seitens der Versammlung und ihre Behandlung in der weiteren Diskussion bewies die Unrichtigkeit einer Behauptung, welche ihren Weg durch die rechtsstehende Presse nahm, der Lehrertag habe die Gegner „niedergeschrieen" und „niedergetrampelt". Mit Ruhe wurde er angehört, und sachlich und ruhig, wie er seine Ausführungen machte, wurde ihm in der Diskussion erwidert. Gegenüber den Bedenken, die in der Begründung der Gesetzesvorlage aus der Verfassung gegen die Bildung größerer Verbände hergeleitet werden, wurde in der Debatte geltend gemacht, daß der Staat bei dem Pensions-, Ruhegehaltskassen-, Besoldungs- und Reliktengesetze diese Bedenken nicht gehabt und gezeigt habe, daß dieser Weg gangbar sei. In der Abstimmung gelangte ein längerer Antrag Tews-Berlin zur Annahme, der die Bildung von Regierungsbezirkskassen zur Aufbringung der Lasten vorschlägt.

Den breitesten Raum in der Diskussion nahm die Besprechung über die konfessionellen Bestimmungen ein. Hierin gab es Höhepunkte, sowohl in der Debatte, als auch in der Stimmung der Versammlung. Die Mehrzahl der Redner trat sowohl grundsätzlich, wie auch aus der Erfahrung heraus für die Simultanschule ein, in der Forderung aber ging niemand so weit, die Konfessionsschule ganz ausschließen zu wollen. Gleiches Recht und gleiche Entwicklungsfreiheit für beide Schulgattungen war der Grundton der Reden. Der Gedanke der nationalen Einheit, der einheitlichen Volksbildung und der deutschen Einheitsschule bedinge die gemeinsame Schule.

Es war nur naturgemäß, daß man auf die Verhandlungen im Abgeordnetenhause einging und auch die Beschimpfung des Freiherrn von Zedlitz, der einen jeden, der anderer Meinung sei als er, zu den Narren zählte, gebührend kennzeichnete. Auch der unglückliche Zufall, der Herrn von Zedlitz gerade zur Zeit des Lehrertages eine Erkältung brachte, und ihn infolgedessen, wie er selbst schrieb, an der Teilnahme verhinderte, konnte die Versammlung nicht gleichgültig lassen. So wurden denn die hierauf bezüglichen Ausführungen des Herrn Otto-Charlottenburg mit teilweise recht starker Zustimmung und Heiterkeit begleitet. Zu den entschiedensten Bekämpfern einer gesetzlichen Festlegung der Konfessionsschule gehörte der Abgeordnete Lehrer Wolgast-Kiel. Die Festlegung der Konfessionalität bedinge die geistliche Schulaufsicht, und diese führe dahin, daß im Religionsunterricht vorgeschrieben würde, was zu lehren sei. Dann kämen die Lehrer in die Lage, zu lehren, was sie selbst nicht glauben. Auf diese Worte hat sich die gesamte orthodoxe Presse gestürzt und sie zum Ausgangspunkt kaum zu kennzeichnender Verleumdungen und Denunziationen der gesamten Lehrerschaft gemacht. Obwohl die Worte im Konditionalis gesprochen waren, wurden sie in indikativer Form verbreitet und so ihr Sinn geändert und dem Beifall, den sie auslösten, eine ganz andere Bedeutung untergelegt. Aber an Verdrehungen in der Berichterstattung über diesen Lehrertag kann überhaupt kaum mehr geleistet werden, als geschehen ist. So löste z. B. die Redewendung des Herrn Krug-Kößlitz, eines Anhängers der Konfessionsschule: „Der Schulkarren, der so lange brach gelegen hat, muß weiter entwickelt werden", einen Sturm der Heiterkeit und Unruhe aus. Und Herr Weih-Groß-Welsbach, ebenfalls ein Freund des Kompromisses und Anhänger der Konfessionsschule, begann einen Satz so: „Eine Zierde des Parlaments, der Freiherr von Zedlitz . . ." Was war natürlicher, als daß die Versammlung, die, ob ihrer Stellungnahme von demselben Parlamentarier unter die Narren gezählt worden war, über diese Wendung mit Heiterkeit und Widerspruch quittierte! Aber was machen die Skribenten einer gewissen Presse aus diesen beiden Kundgebungen der Versammlung? Die Anhänger der Konfessionsschule seien von der „zuchtlosen" Menge „ausgelacht" und „niedergeschrieen" worden. Mit nichten. Die sachlichen Ausführungen dieser Herren sind von der Versammlung mit derselben Ruhe entgegengenommen worden, wie die Ausführungen der Vertreter der Majorität. Als die wesentlichsten Gründe für die Konfessionsschule wurden angeführt, sie entspräche der geschichtlichen Entwicklung und gewähre allein dem Religionsunterricht die ihm gebührende dominierende Stellung. Die Landlehrer seien, so behauptete Herr Krug-Kößlitz, wohl Anhänger der Konfessionsschule, aber Gegner der Kirchenschule; sie verlangen auch die Fachaufsicht.

Nach vielstündiger Debatte wurde gegen eine Minorität von vier Delegierten ein Antrag Otto-Charlottenburg angenommen: „Eine Verquickung der Frage der Konfessionalität der Volksschule mit der Schulunterhaltung ist sachlich nicht zu rechtfertigen und darum in diesem Entwurf grundsätzlich abzulehnen." Im übrigen gelangten die von Herrn Tews-Berlin formulierten und geschickt vertretenen Leitsätze zur Annahme. Darin wird betont, daß die konfessionellen Bestimmungen des Entwurfs nicht dem Artikel 24 der Verfassung genügten; den Schulgemeinden sei freizustellen, ob sie konfessionelle oder gemeinsame Schulen errichten wollen; die durch Errichtung von Konfessionsschulen entstehenden Mehrkosten sollten die Gemeinden selbst ohne Beihülfe des Staates tragen.

Bei den Beratungen über die Zusammensetzung der Schuldeputationen und Schulvorstände trat zweierlei in den Vordergrund: 1. Beseitigung der dominierenden Stellung der Geistlichkeit im Schulvorstande und der geistlichen Ortsschulaufsicht, 2. Stärkung der Stellung der Lehrerschaft im Schulvorstande. Daher fanden die oben unter 3 mitgeteilten Vorschläge des geschäftsführenden Ausschusses Zustimmung und außerdem ein Antrag Jasse-Danzig, wonach im Schulvorstande nicht ein „Rektor oder Lehrer", sondern „ein Rektor und ein Lehrer" Sitz und Stimme haben soll.

Lebhafter wurde die Stimmung wieder, als bei der Beratung über die Lehrerberufung Abgeordneter Rektor Kopsch-Berlin in die Debatte eingriff. Zutreffend sagte er: u. a.: „Wird den Gemeinden das Wahlrecht genommen, so wird der Lehrer ein Spielball in den Händen der Schulaufsichtsbeamten, nicht der oberen, sondern der unteren." Auch der Köder eines besseren Avancements, den man den Landlehrern hingeworfen habe, ziehe nicht. Dieselbe Bestimmung treffe aber auch die Lehrerschaft sehr empfindlich; der freie Volksschullehrerstand sei vielen Herren ein Dorn im Auge, ihn kann man durch die Bestimmung, daß die Rechte der Aufsichtsbehörde bei der Anstellung erweitert werden, treffen. „Den tüchtigen Landlehrern soll ein Avancement eröffnet werden. Wer bestimmt denn aber die Tüchtigkeit eines Lehrers auf dem Lande? Das ist nicht der Pötter, das sind die Pötter." (Stürmische Heiterkeit und Beifall.) Später aber erklärte Herr Kopsch, daß er nicht die geistlichen Schulinspektoren im allgemeinen

gemeint habe, sondern nur diejenigen, die ihr Schulaufsichtsamt im Sinne und in der Art des Herrn Pötter ausüben, und deren gebe es mehrere.

Die Landlehrer aus der Provinz Sachsen erklärten sich gegen das Wahlrecht der Gemeinde. Die Schleswig-Holsteiner fühlen sich aber sehr wohl dabei und protestieren dagegen, daß Gemeinden mit weniger als 25 Schulstellen nur das Vorschlagsrecht haben sollen. Die kulturrell hochstehende Bevölkerung der Nordprovinz sei auch auf dem Lande fähig, den Lehrer selbst wählen zu können. Der Lehrertag erkannte dies an und entschied sich für einen Antrag Kopsch, wonach den Gemeinden mit mehr als 25 Schulstellen das Wahlrecht, den kleineren das Vorschlagsrecht eingeräumt werden solle. Bestehende, weitergehende Rechte (Schleswig-Holstein) mögen bestehen bleiben. Der Regierung stehe das Bestätigungsrecht zu. Bei Nichtbestätigung hat Angabe der Gründe zu erfolgen.

Bemerkenswert war bei diesen Debatten, und es sollte der Regierung zu denken geben, daß auch nicht ein Landlehrer irgend ein Wort übrig hatte für das ihnen im § 40 eröffnete Avancement. Der Giftpfeil, der für die Freiheit des Lehrerstandes in ihm steckt, ist auch von den Landlehrern erkannt worden. Und was nutzt es ihnen, wenn mal ein Fettauge nach oben kommt?

Der zweite Punkt der Tagesordnung, „Die Besoldungsfrage“, brachte keine nennenswerten Meinungsverschiedenheiten, obgleich das alte Thema von der „Gleichstellung“ von Stadt- und Landlehrern recht ausführlich behandelt wurde. Die jetzige Besoldung ist namentlich auf dem Lande unzureichend. Das Ideal ist die „Gleichstellung“. Die schlimmsten Unterschiede können durch einen höheren Mindestsatz bei den Alterszulagen ausgeglichen werden. Darin gipfelten die gesamten Ausführungen. In alter bekannter Bescheidenheit (wenn es sich um materielle Dinge handelt) wurde beschlossen, 1350 Mark Grundgehalt und neunmal 200 Mark Alterszulagen als Mindestsätze zu fordern.

Der Öffentlichkeit aber soll nachstehende Resolution das Besoldungselend der Lehrer ins Gewissen schreiben.

> Die kärgliche Besoldung der großen Mehrheit der preußischen Volksschullehrer drückt die geistige und sittliche Bildung der Jugend herab und schädigt dadurch die geistige, sittliche und wirtschaftliche Entwicklung der großen Mehrheit der Bevölkerung des Staates.
>
> Die unzureichende Besoldung verschuldet den seit einer Reihe von Jahren stetig wachsenden Lehrermangel, bei dem weit über eine Million von Kindern in überfüllten Klassen unterrichtet werden und über 17 000 Schulklassen einer eigenen Lehrkraft entbehren.
>
> Die ungenügende Besoldung zwingt die Lehrerbildungsanstalten, Schüler aufzunehmen und dem Volksschulamt zuzuführen, die ihren Aufgaben als Lehrer und Erzieher der Jugend nicht gewachsen sind.
>
> Die materielle Not zwingt die im Amte stehenden Lehrer, durch Nebenerwerb ihre Kräfte zu zersplittern und frühzeitig aufzureiben.
>
> Die materielle Zurücksetzung des Volksschullehrerstandes bedeutet eine geringe Bewertung seiner Arbeit und setzt damit den Lehrerstand anderen Berufen gegenüber herab.
>
> Die Versammlung richtet deswegen an alle Volks- und Schulfreunde die dringende Bitte, ihren ganzen Einfluß dahin geltend zu machen, daß die preußische Volksschule baldigst auf eine andere materielle Grundlage gestellt, vor allem den dringenden Notständen in der Lehrerbesoldung so bald wie möglich abgeholfen werde.

Das Fazit des dritten preußischen Lehrertages kann in wenigen Sätzen gezogen werden: Die preußische Lehrerschaft hat sich ihre Ideale bewahrt. Die hinter der schnellen Erledigung des Schulunterhaltungsgesetzes winkende, so viel versprochene Neuregelung der Lehrerbesoldung konnte sie nicht abhalten, an dem Gesetzentwurf Kritik zu üben. Sie hat das Gute in dem Entwurf anerkannt, die Mängel gezeigt und Vorschläge zur Besserung gemacht. Oberster Leitstern war das Wohl der Schule und das Wohl des deutschen Volkes, dessen geistige Erstarkung und innere Einigung durch eine gut dotierte und gut organisierte, einheitliche deutsche Volksschule ihr oberstes Ideal ist, zu dessen Erreichung alle Kräfte des Volkes mobil gemacht werden müssen, anstatt durch Bureaukratismus sie lahm zu legen. Regierung, Parteien und Volk sollten stolz sein, einen solchen Lehrerstand zu haben, und sollten es ihm danken. Aber die Wirklichkeit? Die Regierung beachtet ihn und seine Bestrebungen für die Gestaltung der Gesetzesvorlage nicht; die Presse der Mehrheitsparteien bewirft ihn mit Schmutz, und das Volk in seiner Masse läßt ihn mit wenigen Gebildeten allein und baut inzwischen — den Zukunftsstaat.

Erklärungen rheinischer und westfälischer Pfarrer aus Anlaß des „Fall Römer“.

1.

Wir halten die Art der dogmengeschichtlichen Auseinandersetzung, wie sie Pfarrer Lic. Römer im ersten Teil seiner Remscheider Wahlpredigt geboten hat, im erbaulichen Gesamtinteresse des Predigtgottesdienstes für unangebracht. Aber wir verweisen auf die ausdrückliche Erklärung Römers, die dem Königl. Konsistorium bekannt war, daß er als Pfarrer von Remscheid keine theologische Propaganda auf der Kanzel treiben werde, und bedauern, daß der innerhalb der Rheinprovinz bisher im evangelisch freien Geist ausgelegte § 78 der Rh.-W. K.-O. jetzt im formalistischem Sinn ohne weitere theologische Motivierung verwertet worden ist.

Es ist unsere Gewissenspflicht, zu bekennen, daß uns die „moderne Theologie“ die Freudigkeit zu theologischer Arbeit, den Sinn für den Reichtum der Bibel und das innere Recht zu christlich-freier Frömmigkeit neu geschenkt hat. Im Interesse der Wahrhaftigkeit unserer kirchlichen Entwicklung halten wir daran fest, daß die sogen. liberale Richtung innerhalb der Kirche Preußens ebenso anerkannt werde, wie es im Elsaß und in Baden durch das Kirchenregiment offiziell geschehen ist.

Vor allem unterstützen wir die Remscheider Gemeinde in ihrem entschlossenen Kampf um ihre Selbstverwaltung, dieses teuer erworbene Recht unserer rheinisch-westfälischen Kirchenordnung. Wir verhehlen uns nicht die schweren Folgen, welche die Nichtbestätigung Römers für die kirchlichen Verhältnisse Remscheids haben würde, und wünschen im Interesse des kirchlichen Friedens der Gemeinde eine günstige Lösung.

Meyer-Herrmann-Ründeroth, Beumelburg-Trarbach, Schütz-Trarbach, Schüler-Remscheid, Pitschke-Remscheid, Strauß*)-Bonn, Kremers*)-Bonn, Ammer-Eupen, van Spankeren**)-Malmedy, Lic. Radecke-Saarbrücken, Nold-Burbach, Laue-Düren, Werner-Opladen, Wunsch-Goch, Wohlleben-Köln, Krüger-Velthusen-St. Goar, Hennecke-Mengede, Landwehr-Menden, Siebel-Osterfeld, Eitner-Brakel, Jatho-Köln, Wegener-Mörs, Lic. Traub-Dortmund, Lic. Schnapp-Dortmund, Wewer-Dortmund, D. Pieper-Gerresheim, Reichardt-St. Johann, Lic. Zurhellen-Seelscheid, Zurhellen-Luisendorf, Kühnen-Bonn, Fuchs-Oberwinter, Eigenbrodt-Enkirch, Starck-Krefeld, Spiecker-Waldbroel, Brauneck-Linnich, Becker-Solingen, Lohmann-Ehrenbreitstein, Heim-Lennep, Große-Oettringhaus, Nell-Nächstenbreck, Mellinghoff-Dieringhausen, Herbers-Duisburg, Rehse-Berg.-Gladbach, Küppers-Karthaus, Auler-Montjoie, Lentze-Becherbach, Althüser-Bochum, Schmidt-Dortmund, Bosselmann-Dortmund, Winkhaus-Dortmund, Landgrebe-Aachen, Reuter-Niederweniger, Pfender-Zell.

Außerdem hat eine große Anzahl obiger Erklärung prinzipiell zugestimmt, sieht aber vorläufig von einer öffentlichen Erklärung ab.

2.

Die Erklärung lautet:

„Die Unterzeichneten haben zwar der vorstehenden Erklärung mit Ausschluß des letzten Abschnittes freudig zugestimmt, hielten es aber für wünschenswert, die nach ihrer Überzeugung entscheidenden Punkte noch schärfer hervorzuheben und geben daher die nachstehende Sondererklärung ab:

---

*) Schließen sich nur der Erklärung der beiden ersten Abschnitte an, weil sie in der Nichtbestätigung einer Pfarrwahl an sich noch keine Rechtsverletzung erkennen können.

**) Stimmt nur dem zweiten Abschnitt zu.

Wir halten die religionsgeschichtliche Erörterung im ersten Teile der Remscheider Wahlpredigt des Pfarrers Lic. Römer im Rahmen einer Predigt für durchaus unangebracht.

Andererseits ist die Begründung, welche das Königl. Konsistorium zu Koblenz für die Aufhebung der am 26. September in Remscheid getätigten Pfarrwahl gibt, geeignet, ernste Beunruhigung namentlich unter jüngeren Theologen unserer Provinz hervorzurufen. Es heißt in dieser Begründung, daß Römers „theologische Anschauungen, insbesondere hinsichtlich der Person Christi, wie sie in der gedruckten Gastpredigt vorliegen, so sehr von der hl. Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen, daß auch bei der weitherzigsten Beurteilung eine andere als die getroffene Entscheidung allseitig ausgeschlossen erschien". Dieser Satz muß in seiner Allgemeinheit notwendig als eine Ablehnung derjenigen theologischen Richtungen verstanden werden, welche der Annahme einer metaphysisch zu verstehenden Gottessohnschaft kritisch gegenüberstehen, sowie derjenigen, welche das Christentum, insofern es Gegenstand der wissenschaftlichen Erforschung ist, mit anderen Erscheinungen auf dem weiten Gebiete der Religionsgeschichte in Beziehung setzen. Damit wäre die gesamte moderne Theologie bis hin zu Beyschlag aus dem Kirchendienste ausgeschaltet.

Demgegenüber erklären wir, daß wir — bei aller Freiheit gegenüber ihren einzelnen Aufstellungen — selbst auf dem Boden dieser Theologie stehen und ihre Grundanschauungen anerkennen, — daß wir von der Brauchbarkeit dieser Theologie für den Kirchendienst, von ihrer Vereinbarkeit mit evangelischer Frömmigkeit und insbesondere mit der unverlierbaren religiösen Wertung der Person Jesu und von ihrer besonderen Aufgabe an unserer Kirche überzeugt sind, — und daß wir nach wie vor die Anerkennung dieser Theologie als einer in der evangelischen Kirche berechtigten fordern.

Bonn, den 6. 1. 1906. Kremers. Strauß.

Nachrichten.

Deutscher Protestanten-Verein.

Aufruf.

Die im Herbst vorigen Jahres erfolgte Aufforderung des Deutschen Protestantenvereins, sich ihm zur Bekämpfung der herrschsüchtigen Bestrebungen der Orthodoxie anzuschließen, hat großen Erfolg gehabt. Die Zahl seiner direkten Mitglieder ist mehr als verdoppelt. Der Verein ist dadurch in den Stand gesetzt, eine erweiterte, rührige Tätigkeit zu entwickeln.

Die kürzlich abgehaltenen Synoden haben auf orthodoxen Antrag übereinstimmend die Absetzung derjenigen Geistlichen gefordert, welche nicht in dem Bekenntnis stehen, so wie es von der Synode besonders formuliert ist. Diese Beschlüsse werden nicht ohne starken Einfluß auf die Kirchenbehörden bleiben. Eine erste Wirkung ist schon, daß das Rheinische Konsistorium den in Remscheid zum Geistlichen gewählten Prediger Römer lediglich wegen seiner modernen theologischen Richtung nicht bestätigte, obwohl es seine wissenschaftliche Bildung und seinen sittlichen Ernst ausdrücklich anerkannt hat.

Proteste und Denunziationen von orthodoxer Seite werden für Herbeiführung ähnlicher Fälle sorgen. Die Geistlichen freierer Richtung werden schwer bedroht, die liberal gesinnten Gemeinden werden die in ihrem Sinne wirkenden Geistlichen zu verlieren fürchten müssen. Die Herrschaft der Orthodoxie wird wieder weiter ausgedehnt und befestigt werden.

Dies ist um so bedenklicher, als der Entwurf des preußischen Schulgesetzes die Konfessionalität der Volksschule als Regel hinstellt und die geistliche Ortsschulaufsicht nicht nur beibehält, sondern noch verstärkt, den Einfluß des orthodoxen Kirchentums also noch wesentlich erhöht.

Dieser verderblichen Entwicklung der evangelischen Kirche muß mit aller Macht entgegengetreten werden.

Der Protestantenverein wird den von ihm aufgenommenen Kampf energisch weiterführen; er bedarf dazu aber sowohl für seine zentrale Tätigkeit, als auch für die Ausbreitungsarbeit starker persönlicher Unterstützung und erheblicher Mittel. Er bittet deshalb alle diejenigen, welche mit ihm dasselbe Ziel wollen, ihm beizutreten und diejenigen, welche dazu im stande sind, ihm größere Mittel für seine Agitation zuzuführen.

Zuschriften und Geldsendungen sind an den Vorsitzenden (K. Schrader, M. d. R., Steglitzerstraße 68) oder an den Schatzmeister (Kaufmann Weidling, Potsdamerstraße 82a) zu richten.

Der Vorstand.

Berlin, im Januar 1906. K. Schrader, M. d. R.

Exemplare dieses Aufrufs sendet auf Wunsch das Bureau des Deutschen Protestanten-Vereins (Berlin W. 35, Steglitzstraße 68.)

Vereine und Versammlungen.

Straßburg. Protestantisch-liberaler Verein, Vortrag in der Nikolaikirche 8 Uhr abends: am 29. Januar: „Wir und die Kirche", Pfarrer Ernst, Thomaskirche.

Berlin. Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein), Freitag, den 26. Januar, 8 Uhr, in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums (Dorotheenstr. 13/14), Prediger Dr. Torge: „Die Propheten Israels".

Parochialverein der Heilig-Kreuz-Gemeinde. Montag, den 12. Februar, $8^{1}/_{4}$ Uhr, in der Unionsbrauerei (Hasenhaide), Dritter Diskussionsabend. „Nicht Kirchentum, sondern Christentum". Ref. Pfarrer D. Max Fischer.

Hamburg. Protestantenverein, 1. Februar, 8 Uhr abends, im Zimmer 22 des Patriotischen Gebäudes: Diskussionsabend. „Die Religion und die Theologen".

Flügel Pianinos Phonola
Julius Blüthner
Berlin W. Potsdamerstrasse 27 b.

Lebens-, Militärdienst-, Braut-Aussteuer-, Pensions- u. Renten-Versicherung.
Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.
Gesamtversicherungsstand: 650000 Versicherungen. || Zugang monatlich 6000 Mitglieder.
Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Im Verlage von Bruer & Co. in Berlin
ist soeben erschienen:
Ideen zu einer Neu-Reformation der Lutherischen Kirche
Von Dr. jur. Ad. Assmann in Hamburg.
Preis 50 Pfennig.
Die Broschüre ist das christliche Glaubensbekenntnis eines 85jährigen. Der Autor unterzieht die Evangelien des Neuen Testamentes einer scharfen Kritik und legt ein neues Glaubensbekenntnis vor, das dem religiösen Bewußtsein vieler entsprechen dürfte. Er beweist durch die eigene reiche innere Erfahrung eines langen Lebens, daß man auch mit einer freieren Auffassung ein Christ bleiben und ein christlich-religiöses, namentlich aber auch ein Gebetsleben führen kann.

Gegründet 1826. G. Herbert, Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.
Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für
evangel. Prediger-Ornate (Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.
evangel. Paramente von den einfachsten bis zu den reichsten.
evangel. Ornamente und vasa sacra in ec t und unecht. Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk. Altar-Leuchter und Lichte etc.
Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. o o o o Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.